Leben Friedrichs des Zweiten.

Zweites Bändchen.

Den 10. August theilte man den auswärtigen Gesandten in Berlin die Beweggründe mit, die Preußen wider Oesterreich ergreifen hießen, und am 15. brach König **Friedrich** bereits mit seiner Armee nach Böhmen auf.

Der Zeitpunkt war sehr glücklich gewählt. Böhmen war von Truppen entblößt. Graf von **Bathiany** stand mit seiner Armee in Baiern, und Prinz **Karl** jenseits des Rheins; wenn aber dieser Einfall von Friedrichs Politik zeigt, so zeigt er auf der andern Seite gewiß auch von Oesterreichs redlichem Vertrauen, das seit dem **Breslauerfrieden** im Könige keinen Feind mehr vermuthete.

Den 4. September stand **Friedrich** vor Prag, und schon den 16. mußte sich diese Stadt mit ihrer (*) kleinen Besatzung an Preußen ergeben.

Der König ließ die Einwohner von Prag dem Kaiser huldigen. Dieß war das zweitemal, daß die Prager einem Prinzen huldigten, der nie ihr Herr wurde.

Graf Bathiany erhielt indessen Befehl, eine hinlängliche Besatzung in Baiern zurück zu lassen, und

(*) Fischer, 1ter Theil Seite 138. Der Verfasser von Vie de Fréderic giebt die Besatzung irrig auf 20,000 Mann an. Siehe Vie de Fréder. Tom. I. p. 94.

mit dem übrigen Theil der Armee, Prag zu entsetzen. Es traf auch gegen Ende Augusts im Rakonizerkreis ein; konnte aber mit seinen 20,000 Mann keine Schlacht wagen; indessen machte seine Avantgarde dem König doch viel Verdruß.

Um sich den Marsch zu erleichtern, ließ **Friedrich** die schwere Bagage seiner Armee nach Prag überbringen. Man sieht, daß er seiner Sache gewiß schien, und daß er Willens war, Böhmen sobald nicht zu verlassen.

Der Generallieutenant von **Nassau** mußte für die Armee Magazine anlegen, und die besetzten Plätze, **Tabor**, **Budweis** und **Frauenberg** wegnehmen: es gieng alles glücklich von statten. Den 19ten September zog der König von Prag nach **Tein** ab, wo er den 3ten Oktober anlangte.

Während dieser Zeit ließ er durch den Staatsminister **Wallenrodt** mit dem König von Polen sehr lebhaft die Unterhandlungen betreiben, um ihn enger in sein Interesse zu ziehen.

Man schmeichelte diesem Prinzen mit zwey wechselseitigen Eheverbündnissen zwischen Sachsen und Baiern: dem Grafen von **Brühl** zeigte man eine Aussicht zum Reichsfürstenstand und einem Fürstenthum (*), und dem Pater **Quarini** zu einem (**) Kardinals-

(*) Fischer, erster Theil. Seite 144.

(**) Es scheint etwas sonderbar, daß Friedrich, ein protestantischer Fürst, einem katholischen Priester mit einem Kardinals-

nalshut; allein diese Kunstgriffe alle konnten nicht verhindern, daß sich Sachsen in der Folge mit Oesterreich vereinigte.

Frankreich, das viel zu schlau war, um nicht einzusehen, daß Friedrich bey diesem Krieg mehr für neue Eroberungen, als für das Wohl des deutschen Kaisers sorgte, zeigte bey weitem nicht die Thätigkeit, die der König erwartete.

Der Feldmarschall von Schmettau, schrieb deswegen einen heftigen Brief an den Feldmarschall von Seckendorf.

Er nimmt darin den französischen Feldmarschall von Noailles sehr bitter her; und behauptet, daß die Franzosen zehn Tage in einer gänzlichen Unthätigkeit zugebracht hätten.

Noailles schrieb darauf einen Brief an Friedrich, worin er sich über diesen Vorwurf beklagt. Unter andern heißt es darin: „Es ist, Sire, der Klugheit nicht gemäß, die Bewegungen im Felde zu beurtheilen, ohne auf der Stelle zu seyn, wo sie vorgehen, und unbillig wär es, die Redlichkeit meiner Absichten in Zweifel zu ziehen."

dinalshut schmeichelte. So viel gesteht indessen Friedrich in seinen hinterlassenen Schriften, 1ter Band, Seite 195. selbst ein, daß er diesen Quarini, den er einen Günstling, Staatsminister, Hofnarren und Beichtvater nennt, auf ein Frühstück zu sich laden ließ, und daß er über die Feinheit dieses Italieners siegte.

A. d. H.

„Erlauben Sie einem Manne, der 52 Jahre ge-
„dienet hat, der einige Erfahrung besitzt, und wahren
„Antheil an der Ehre, und an dem Ruhm Ihrer Ma-
„jestät nimmt, Sie für schwärmerischen Kriegspro-
„jekten zu warnen, wobey weder die **Vortheile** noch
„die **Hindernisse** reiflich erwogen sind, wobey man
„sich durch eine scheinbare Größe verleiten läßt, wo
„man weder **Mittel** noch **Absichten** gehörig mitein-
„ander verbindet, und daher in die größten Schwie-
„rigkeiten verfällt, und in große Gefahr geräth, in-
„dem man glaubt, ganz leichte und mögliche Din-
„ge auszuführen." — — —

Das war eine kleine Gegenlektion für den Brief, worin Friedrich wenige Monate vorher, den König von Frankreich (*) gehofmeistert hatte.

Friedrich zeigte über Noailles Brief äußerlich wenig Empfindlichkeit; kurz darauf aber entspann sich wider diesen alten Krieger eine gefährliche Kabale, wovon Schmettau die Triebfeder war. Man suchte ihn zu stürzen, um den Belleisle (so warf man wenigstens dem Berlinerhof vor) (**), zum ersten Staatsminister zu machen, der dann von ihm abhienge.

Prinz Karl war nun mit der Hauptarmee vom Rhein zurück. Sie bestand mit Inbegriff der 24000 Sachsen, die zu ihm gestoßen waren, aus 90000 Mann.

Der

(*) Man sehe das erste Heft, Seite 92.
(**) Fischers erster Theil, Seite 148.

Der König konnte es nicht verhindern, daß sich der Prinz mit dem Korps des Grafen von **Bathiany** vereinigte. Das österreichische Heer nahm auch immer eine so vortheilhafte Stellung, und machte so kluge Märsche, daß es jeder entscheidenden Aktion auswich, und die preußischen Truppen von einem Posten zum andern (*) fortdrückte. —

Der große Friedrich, **bey dessen Werden** (**) **die Natur ihre ganze Schöpfungskraft aufgeboten hatte**, bekennet selbst (***), daß er nach der Eroberung von Prag zween große Fehler begieng. — Der eine war, daß er sich von Prag entfernte, ohne diese Stadt mit hinlänglichen Lebensmitteln und Besatzung zu versehen — und der andere, daß er nicht gleich nach Pilsen, anstatt nach Tabor und Budweis gieng, wo er den Prinz **Karl** zur Schlacht nöthigen, und seine Vereinigung mit den Sachsen erschweren konnte. — — — — — — — —

Es verräth immer einen großen Geist, wenn man seine Fehler eingesteht; obschon ein Geist, **bey dessen Werden die Natur ihre ganze Schöpfungskraft aufgeboten hatte**, solche Hauptfehler nicht begehen sollte. — — —

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 96.
(**) Neues Staatenjournal, 1stes Heft. September 1788. Seite 38.
(***) In seiner Relation an den Feldmarschall von Noailles. Fischer, 1ster Theil, Seite 151.

Den 3ten Oktober gieng Friedrich über die Moldau, und schlug sein Lager in der Gegend von Wodnian auf. Durch die Vereinigung der Sachsen mit Oesterreich, ward ihm bereits die Zufuhr auf der Elbe abgeschnitten. Prinz Karl machte solche Bewegungen, die dem König nun auch von Prag, woher er seine Zufuhr erhielt, abzuschneiden suchten: Es blieb ihm also nichts übrig, als sich bey Tein wieder über die Moldau zurückzuziehen.

General Nadasdy gieng ebenfalls über den Fluß, und belagerte Tabor, wo Prinz Heinrich, des Königs Bruder, krank lag, ohne es aber einzunehmen.

Der König kam über Bechin und Tabor ins Lager zu Konopischt. Prinz Karl war ihm über die Moldau nachgefolgt, und lagerte sich bey Chlumez; dadurch waren die preussischen Besatzungen in Tabor, Budweis und Frauenberg von der Armee des Königs gänzlich abgeschnitten, und mußten sich nach einer kurzen Belagerung an die Oesterreicher zu Kriegsgefangenen ergeben.

Friedrich konnte sich diesen Eroberungen nicht widersetzen; denn Prinz Karl hatte eine zu vortheilhafte Lage gewählt. Er entschloß sich, den Prinzen anzugreifen; aber auch dieß war wegen der vielen Teiche und Moräste nicht thunlich. — Er zog sich darauf über Jassawa nach Pischeli, um Kuttenberg zu besetzen; doch auch hier war ihm Prinz

Karl

Karl zuvorgekommen. Achttausend Oesterreicher hatten den vor Kuttenberg gelegenen Johannesberg besetzt, und ihre Armee war so vorsichtig gelagert, daß es nicht möglich war, sie anzugreifen.

Am 4. November endlich, nahm der König sein Lager bey Kolin; allein die eingefallne Kälte und Mangel an Futter, nöthigten ihn, seine Truppen hinter der Elbe in die Winterquartiere zu verlegen.

Troz des Korps, das **Friedrich** unter der Anführung des Prinzen von Nassau, in Kolin zurück ließ, war doch Prinz **Karl** den 10. November über die Elbe gegangen. **Friedrich** war nun von seinem Korps in Kolin getrennt, und mußte ernsthaft darauf denken, dasselbe an sich zu ziehen.

Er setzte sich bey **Wischeniowitz**; die Oesterreicher waren bis **Chlumetz** vorgerückt. Der Prinz von Nassau zog sich über **Neu-Byczow** und **Mechaniz**, und vereinigte sich nach einem beschwerlichen auch bey Nacht fortgesetzten Marsch endlich den 24. November mit des Königs Armee.

Man nannte diesen Rückzug ein Meisterstück der Kriegskunst; aber er bleibt immer ein Rückzug, der mit **Friedrichs** Vorsatz (*), den Prinz Karl zu schla-

(*) Friedrich erklärte sich gegen Frankreich: „sein „Vorsatz wäre, nach Tabor und Budweis zu marschiren, „dem Prinz Karl ein Treffen zu liefern, und zwanzigtau- „send Feinde zu erlegen." Siehe Fischer, Erster Theil, Seite 143.

gen, und 20,000 Mann zu erlegen, etwas stark kontrastirt. — — — — — —

Friedrich fühlte, daß dießmal in Böhmen wenig Lorbeere zu sammeln wären, und entschloß sich, nach Schlesien zu ziehen. Dieser Rückzug wurde ihm zwar durch die leichten Truppen der Oesterreicher sehr sauer gemacht; doch waren mit Anfang Decembers, bis auf die Prager Besatzung, alle Preußen aus Böhmen weg.

Die Besatzung bekam Befehl, Prag zu verlassen, und den Rückmarsch nach Schlesien anzutreten.

Dieser Rückzug, der eher einer Flucht ähnlich (*) sah, ließ sich ohne großen Verlust nicht vollziehen.

Als die preußischen Wachen ihre Posten verließen, um bey der Sprengung der Festungswerke keinen Schaden zu nehmen (**), war die Bürgerschaft schon Meister von den Thoren und Stadtwällen. Fünfhundert Oesterreicher, die in der Nachbarschaft lagen, drangen in die Stadt, noch ehe die preußische Avantgarde zum Thor hinaus war, und griffen den Nachzug an. Die Preußen mußten einige tausend Kranke zurücklassen, und verlohren den größten Theil ihrer (***) Bagage und Kanonen. Die Bürger betrugen sich bey diesem Abschied etwas ungalant gegen ihre Gäste, und man sagt,

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 103.
(**) Fischer, Erster Theil, Seite 158.
(***) Vie de Fréd. Tom. I. p. 103.

sagt, die patriotischen Prager Schönen hätten ihren Zorn auf die nämliche Art an den Preußen ausgelassen, wie einst Xantippe (*) an ihrem Sokrates.

General Einsiedel war mit dieser unglücklichen Besatzung bis nach Gabel geflohen, und suchte nun gar aus Böhmen hinaus zu kommen. Es wartete aber ein neues Unglück auf ihn. Er nahm einen falschen Weg (**), und gerieth bey Wustullersdorf dem Ritter von Sachsen in die Hände, der Zeit gewonnen hatte, die vortheilhaftesten Anhöhen zu besetzen, und allen Angriff vergeblich zu machen.

Die Preußen waren gezwungen, ihre eigene Bagage (***), und zu Leutmeriz auf den Schiffen sogar die Zelter zu verbrennen: die Truppe mußte also in der Gegend von Hochwalde ohne Zelter, ohne Brod und Salz, auf dem Schnee unter freyem Himmel kampiren. Ihre Lage war schrecklich. Die Uhlanen beunruhigten sie auch von allen Seiten, das machte den gemeinen Mann so mißmuthig, das ganze Pelotons (†) davon liefen.

End=

(*) Man erzählt, daß Xantippe einst ihrem Manne im Zorn den Nachttopf über den Kopf soll gegossen haben. A. d. H.

(**) Herr Fischer sagt: daß er einen verrätherischen Böhmen zum Wegweiser genommen hatte, der ihn vorsätzlich diesen Weg führte. Sieh Ersten Theil, Seite 159.

(***) Fischer, Seite 158.

(†) Ebendaselbst.

Endlich schickte ihnen der König den Generallieutenant von Nassau zu Hülfe. Der Ritter von Sachsen besorgte zwischen zwey Feuer zu kommen, und zog sich nach Reichenberg zurück. Daher konnte die unglückliche Pragerbesatzung frey aus Böhmen abziehen, und traf endlich (*) entkräftet und hinfällig in Schlesien ein, wo sie Winterquartier nahm.

Es scheint, Friedrich habe den Verlust, den diese Besatzung litt, nicht für so beträchtlich gehalten, als man ihn allgemein hielt, weil er dem General Nassau, der den Rückzug deckte, seinen eigenen Adlerorden um den Hals hieng. (**)

Wie es immer seyn mag, so bleibt es doch sicher, daß diese erste Expedition nicht am glücklichsten ausfiel, und Friedrich Stoff genug hatte, über den wohlgemeinten Brief des Marschalls von Noailles (†) Betrachtungen anzustellen. (††)

Marie

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 104.

(**) Ebendas. pag. 230.

(†) Noailles redt in seinem Schreiben von chimärischen Projekten, wobey weder Vortheile noch Hindernisse reiflich erwogen sind.

A. d. H.

(††) Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen, und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener Flotte, die den Namen die Unüberwindliche

Marie Theresie ließ den ungarischen Adel durch den Grafen von Bathiany in einem Kreisschreiben, zu den Waffen auffordern. Diese tapfere Nation versammelte sich im December, und zog, als Böhmen von den Preußen befreyet war, gegen Schlesien hin.

Friedrich glaubte, sie durch schöne Worte zu gewinnen. Der preußische General von Marwiz versicherte sie im Namen des Königs in einem Patent: daß man bey diesem Kriege blos die Ruhe des Reichs zur Absicht habe: daß König Friedrich gar nicht darauf dächte, neue Eroberungen zu machen, noch sich a[illegible] Kosten der Königinn von Ungarn zu berei[illegible]ern: man verspreche sich also, daß die edle ungarische Nation keine Feindseligkeiten unternehmen werde, die der zwischen Nachbarn statthabenden Freundschaft und Eintracht entgegen wären. Man ersuchte sie, keine Einfälle in die Staaten Sr. Maj. zu thun, und gab ihr die Versicherung, daß sie von den preußischen Truppen nicht das geringste zu besorgen hätte u. s. w.

Herr

windliche Fährte, welche Philipp der Zweyte auslaufen ließ, England zu erobern. Dieß sind Friedrichs eigene Worte im zweyten Buch, Seite 127, und man muß gestehen, daß ihm, wo nicht der Rückzug, doch wenigstens seine Aufrichtigkeit Ehre mache.

A. d. H.

Herr Fischer (*) nennt diese Insurgenten **gebohrne Freybeuter**, deren Lager die Erde, und deren Bett der Mantel ist, und sagt, daß sie aus Zigeunern, Panduren, Tolpatschen u. s. w. bestünden. Es ist sich also (wenn die Sache so ist) nicht zu wundern, daß die preußische Eloquenz; auf eine so rohe Nation keinen Eindruck machte.

Vielleicht hatten die Ungarn auch von dem geheimen Artikel (**) des Frankfurter Vereins gehört. — Genung, sie blieben ihrem (***) König getreu, fielen in Schlesien, und halfen den General von Marwiz von Troppau und Jägerndorf weg, bis nach Oppeln zurück treiben.

Der glückliche Fortgang der österreichischen Waffen erregte in Theresien (†) die Hoffnung, Schlesien wieder

(*) Erster Theil, Seite 146.

(**) Man sehe das erste Bändchen, Seite 90. 91.

(***) Die Ungarn nannten Theresie nie Königinn, sondern jederzeit ihren König.

A. d. H.

(†) Man hat immer bemerkt, sagt Friedrich, daß die Gemüthsstimmung des österreichischen Hauses den rohen Eindrücken der Natur folgte. Aufgeblasen im Glück, kriechend im widerwärtigen Schicksal. Man sehe den ersten Band seiner Schriften, Seite 207. Wenn man auch dem König so etwas glauben wollte, so reimt sich doch diese Sottise

der zu erobern. Wer wird es auch dieser Prinzessinn verdenken können, daß sie in einem günstigen Zeitpunkt ein Land wieder zu erobern suchte, das ihr in einem ungünstigen Zeitpunkt genommen wurde?

Es erschienen von beyden Seiten Manifeste. Theresie erklärte den Einwohnern Schlesiens, daß, nachdem der König den Breslauer-Frieden gebrochen, niemand als sie, wieder ihre rechtmäßige Monarchinn wäre. Friedrich hingegen ermahnte sie, ihm treu zu bleiben, und verbot ihnen, die Unternehmungen seiner Feinde auf was immer für eine Art zu unterstützen; allein nur der Ausschlag der Waffen konnte diesen Manifesten Nachdruck und Kraft geben.

Prinz Karl kam den 18. December mit der Hauptarmee in Oberschlesien an, und wollte im Namen seiner Monarchinn davon Besitz nehmen — gegen Ende des Jahrs bemächtigten sich die ungarischen Truppen des ganzen Oberschlesiens, bis auf die Festungen Neiß und Kosel.

Graf

tise nicht mit dem Lobe zusammen, das er dieser jungen, vom Unglück gebeugten Fürstinn über ihre Standhaftigkeit, Seite 8. ertheilt.

Es kommen in Friedrichs Werken mehr solche gemeine Ausdrücke vor, die aber sicher nur nach einer erhaltenen Schlappe, oder in einen Anfall von satirischer Laune, oder gleich nach Tisch niedergeschrieben wurden.

A. d. H.

Graf von (*) Traun, der statt des Prinzen Karls das Kommando übernahm, ließ zur Bedeckung der böhmischen und mährischen Gränze, von der Grafschaft Glaz bis ins Fürstenthum Teschen, einen Kordon ziehen, und Kantonirungsquartiere einnehmen; indessen traf der Prinz von Dessau von der andern Seite die besten Anstalten, nicht nur Niederschlesien zu decken, sondern auch den Oesterreichern in Oberschlesien den Rückweg (**) zu weisen.

Friedrich war am 13. December von Schweidniz nach Berlin zurückgekehrt. Der französische Hof besorgte, der König möchte über sein Betragen mißvergnügt seyn; denn man hatte dazumal eben in einer öffentlichen Schrift gesagt: daß **Friedrich seinen Verlust in Böhmen der Untreue und den geheimen Absichten eines Hofes zuschreibe, der seine getreuesten Bundsgenossen seinem Eigennutz aufzuopfern pflegt (†), der es zum Grundsatz hätte, daß es die erste Pflicht eines Fürsten** sey,

(*) Herr von Traun, sagt Friederich Seite 130. im zweyten Band seiner Schriften, ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger studiren soll. — er bekennt, daß er diesen Feldzug für seine Schule, und den Herrn von Traun für seinen Lehrer angesehen habe.

(**) Fischer, erster Theil. S. 161.

(†) Ebendas. Seite 162.

sey, jeden Vertrag zu übertreten, wenn er ihn durch die Veränderung der Zeitumstände seinen Staatsvortheilen nicht angemessen fände. —

Frankreich konnte zwar darauf antworten: daß König Friedrich bey dem Schluß und Bruch des Breslauer-Friedens den nämlichen Grundsatz äußerte; allein es hatte seine Ursach, es mit dem König nicht zu verderben, und schickte vielmehr zur Herstellung der vorigen Harmonie, den Marschall von Belleisle als außerordentlichen Bothschafter nach Berlin. —

Dieser außerordentliche Bothschafter hatte nebenbey den Auftrag, zugleich einen Spion (*) zu machen, und auf dem Hinweg eine Lokaluntersuchung anzustellen, wie man sich ungefähr mit 45,000 Mann bequem dem hannövrischen Gebiete nähern könnte.

Er gieng in dieser Rücksicht hinter Kassel von der ordentlichen Poststraße ab, und nahm den bösen Weg am Fuß des Harzberges. Allein zu Elbingerode forderte ihm der kuhrbraunschweigische Amtmann Mayer den Paß oder seinen Degen ab.

Belleisle, der auch vom Kaiser Kreditive hatte, klagte über Verletzung des Völkerrechts und der Reichs-

(*) So wurde er wenigstens von den Hannoveranern beschuldiget. Die Sache ist auch sehr wahrscheinlich. Herr Fischer selbst gesteht es, daß Belleisle mehrere Ingenieurs in seinem Gefolge hatte. Was haben aber mehrere Ingenieurs in dem Gefolge eines außerordenlichen Botschafters zu thun? A. d. H.

Reichsverfassung. Es half nichts — er mußte sich ergeben. Man brachte ihn nach Osterode und dann nach Stade, wo er, statt der Ambassade in Berlin, unter Bedeckung zweyer Kriegsschiffe als Gefangener nach England abgeführt wurde.

Ein anderer unangenehmer Vorfall war, daß der König von Pohlen den 8. Jänner 1745. als Kuhrfürst von Sachsen, mit Oesterreich und den Seemächten England und Holland, das vierfache Bündniß zu Warschau schloß, und Rußland (*) die angesuchte Hülfe aus dem Vorwand abschlug (**): weil der König den Breslauer-Frieden gebrochen hätte.

Friedrich war wirklich stark in der Klemme, und er hatte abermal Ursache, sich an den Brief des Marschalls von Noailles zu erinnern. — — — —

In dem neueröffneten Feldzuge schien sich das Glück wieder auf Friedrichs Seite zu wenden; oder sein Glück war vielmehr die Folge von dem Umstand, daß Prinz Karl wieder das Kommando übernahm.

Die österreichische Armee mußte nach einem kurzen Besitz, Oberschlesien verlassen. Sie zog in die Gebirge von Mähren zurück, und brach auf ihrem Marsch alle Brücken hinter sich ab. Den 14. Hornung kam es bey Habelschwerdt zu einem Treffen, wobey

(*) Die englischen Guineen, sagt Friedrich, fiengen an über die preußischen Thaler den Sieg davon zu tragen. Seite 88. 2ter Theil seiner Schriften.

(**) Fischer, Erster Theil, Seite 163.

wobey die Preußen das Feld behaupteten. Die Oesterreicher räumten die ganze Grafschaft Glaz. Nun starb Kaiser Karl der Siebente. Der Frankfurter-Bund hatte ein Ende, und Friedrich konnte nicht weiter die Rolle des Hülfleisters fortspielen. Er mochte es auch wohl ahnden, daß weder der schöne Königsgräzerkreis, noch eine andere österreichische Provinz, ihm dießmal die Kriegskosten bezahlen würde: er schien also zum Frieden geneigt, und es war ihm sogar angenehm, wenn Theresie denselben auf dem Fuß des (*) Breslauertraktats mit ihm eingieng.

Allein diese Fürstinn verließ sich auf das Warschauer-Bündniß, und glaubte immer noch, daß dieß der Zeitpunkt wäre, Schlesien wieder zu erobern, und ihren Feind zu demüthigen.

Der Krieg gieng also fort, nur bedung sich Friedrich aus, daß Frankreich sich thätiger zeige, und der Prinz Conty noch vor Vereinigung der östreichischen Armeen, die eine oder die andere angriff.

Während dem wurde das Geschäfft der neuen Kaiserwahl eingeleitet. Mit Bewilligung Sachsens, ward auch Böhmen zur Wahl eingeladen. Pfalzbaiern und Brandenburg setzten sich lebhaft dagegen. —

Man fand, daß die Kaiserkrone für den (**) unmächtigen Maximilian Joseph von Baiern zu

(*) Fischer, Erster Theil, Seite 166.
(**) Ebendas. Seite 167.

schwer sey, und richtete seine Absicht auf den König von Pohlen. Eigentlich war es nur eine französisch-preußische Mine, durch die man den Warschauer-Bund sprengen wollte.

König August äußerte sich, daß er zur Annahme der deutschen Krone geneigt wäre, wenn sie durch die Mehrheit der Stimmen auf ihn fallen sollte; zugleich aber gab er dem Wienerhof die Versicherung, seinem Wort und ihrem Bund treu zu bleiben.

Die Seemächte und vorzüglich Großbrittanien arbeiteten mit allem Eifer, die Kaiserkrone auf den Großherzog von Toskana zu bringen. Er hatte einen guten Theil der Stimmen für sich zu hoffen, und selbst Rußland gab zu erkennen, daß es dessen Wahl gerne sehen würde. — Friedrich mochte also die Karte wie immer mischen, so fielen ihm doch dießmal keine (*) Asse.

Den 13. März gieng Friedrich zur Armee in Schlesien ab. Die österreichischen Truppen ließen sich nicht nur in Oberschlesien wieder sehen, sondern brachen auch in Niederschlesien ein. Es gab fast täglich Scharmützel, mit ungleichem Glücke. —

Die Oesterreicher besetzten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg, und nahmen die Festung Kosel

(*) Man sehe das erste Heft, S. 79.

Kosel mit Sturm weg. Friedrich hingegen zog sich mit Vortheil aus dem Gefechte bey Landshut, wo sein General Winterfeld gänzlich von den Oesterreichern umrungen war, und gewann am 3. Junii die Schlacht bey Hohen-Friedberg.

Bey dieser Schlacht wollten die erbitterten Preußen den Sachsen kein Quartier geben (*), und hieben ganze Bataillons zusammen: man sieht also, daß nicht blos die Panduren Grausamkeiten ausüben. — —

Man wälzte die ganze Schuld dieser unglücklichen Schlacht auf den Prinz Karl, der sich durch eine List des Königs aus seiner vortheilhaften Lage herauslocken ließ. Man sagte sich auch etwas von einer Tafel ins Ohr, die er dem Herzog von Weissenfels gegeben haben soll (**), und die für den Vorabend einer Schlacht ein Bischen zu lang währte. — — —

Die vereinigte Armee der Oesterreicher und Sachsen, hatte sich über Landshut nach Böhmen zurück gezogen. General Nadasdy deckte den Rücken so geschickt, daß ihr die Preußen nichts anhaben konnten.

Am 22. Junii stand Prinz Karl schon wieder mit einer ansehnlichen Armee hinter Königsgräz am Adlerfluß; der König lagerte sich nur zwey Stunden von ihm; es erfolgten unbedeutende Scharmützel.

(*) Fischer, erster Theil Seite 178.

(**) Betrachtungen eines preußischen Offiziers über die Schlacht bey Friedberg. Siehe Vie de Frédéric Tom. I. p. 242.

Der Prinz gieng endlich über den Adler, und nahm bey Aujest ein vortheilhaftes Lager; der König nahm das Seinige bey Jaromirs.

Friedrich erklärte nun durch ein Manifest, daß er den König von Pohlen nicht mehr für einen hülfleistenden Theil, sondern für seinen offenbaren Feind ansehe. Der sächsische Resident von Pezold verlangte vom Petersburgerhof die versprochene Hülfe.

Die Kaiserinn ließ auch wirklich zu Riga und Smolensko ein Lager ausstecken, erklärte aber dann ganz unvermuthet, daß sie sich entschlossen hätte, bey den gegenwärtigen Unruhen neutral zu bleiben (*). Von der andern Seite suchte der König eben so vergeblich wegen der Garantie von Schlesien bey England um Hülfe an. — Der Kuhrfürst von Baiern hatte schon einige Monate vorher, ohne Vorwissen Friedrichs, mit Theresien zu Füssen einen Vertrag geschlossen, worinn er allen Ansprüchen auf Oesterreich entsagt, und dem Großherzog seine Wahlstimme zusichert. Der Landgraf von Kassel hatte seine Truppen zurückgezogen, und Pfalz erklärte sich neutral.

Belleisle machte zwar zu Gunsten des Königs einen neuen Operationsplan. Es sollte eine Armee über den Rhein gehen, und dem König Erleichterung (**) verschaffen.

Man

(*) Fischers Geschichte, erster Theil, S. 180.
(**) Ebendas. Seite 181.

Man drang in den Marschall von Noailles und den Grafen von Argenson; sie zeigten beyde sehr viel guten Willen, der aber ein französisches Kompliment war. —

Bey den Generalstaaten war Friedrich eben so wenig glücklich. Er stellte ihnen vor, daß durch den österreichischen Befehl an die ostindischen Kapers, alle preußische Fahrzeuge als gute Prisen aufzubringen, der holländische Handel selbst Schaden leide: allein man nahm sich der Sache nur sehr kaltsinnig an, und machte sogar kein Geheimniß daraus, daß man über jene Vorschritte eben nicht sehr unzufrieden sey. — Kurz, Friedrich hatte keinen einzigen (*) Freund.

Von fremder Hülfe verlassen, spannte nun Friedrich um so mehr die eigenen Kräfte an. Sein geschickter General Nassau, drückte die österreichischen Truppen bis Jägerndorf zurück, und nahm am 1. September die Festung Kosel weg. Er hatte auch in mehrern Scharmützeln einige Vortheile über sie; allein die Oesterreicher erhielten Verstärkung, und nöthigten den Prinzen von Nassau, sich wieder nach Niederschlesien zurück zu ziehen. —

(*) Dies ist zwar unter den Großen etwas sehr gewöhnliches, allein Graf Mirabeau behauptete sogar, „daß Friedrich niemals die Liebe der Menschen erlangte.“

A. d. H.

Beyde Hauptarmeen standen inzwischen den ganzen Sommer durch in Böhmen fast in einer Art von Unthätigkeit. Prinz Karl wollte keine Schlacht wagen, und Friedrich konnte dem Prinzen wegen seiner guten Lage keine liefern.

Die Absicht der Oesterreicher war, den König durch den Postenkrieg zu ermüden. Sie wußten, daß er von selbst Böhmen werde räumen müssen. so bald er nichts mehr zu essen hätte. Friedrich befand sich auch wirklich in der unangenehmsten Lage. Es fehlte ihm an Lebensmitteln, und er mußte um jeden Bund Stroh (*) raufen.

Der einbrechende Herbst machte die Wege halb unbrauchbar, und der König hatte in ganz Böhmen keinen haltbaren Ort — Durch diese Umstände genöthigt, brach den 18. September aus seinem Lager bey Jaromirs auf, und setzte sich bey Staudenz.

Prinz Karl ward ihm nachgefolgt. Er glaubte, daß dieß der Zeitpunkt wäre, dem König eine Schlacht zu liefern; denn auch angenommen, daß sie unglücklich ausfiel, so mußte Friedrich doch immer Böhmen verlassen.

General Nadasdy mußte das Lager des Königs umgehen, und ihm in den Rücken kommen, während ihm Prinz Karl geradezu auf den Leib gieng.

Die Kenner bewundern (**) den Plan des österreichischen Anführers. Den 20. September geschah

(*) Vie de Fréd. Tom. I. p. 119.
(**) Ebendaselbst p. 120.

geschah der Angriff. — Friedrich ward überrascht (*), und die Schlacht war verlohren, wenn Nadasdy anstatt das Lager zu plündern, dem König in den Rücken gefallen wäre. Die Preussen blieben Herren vom Schlachtfeld, büßten aber ihr ganzes Lager ein.

Friedrich bekannte selbst, daß ihm dieser Sieg keinen andern Vortheil brachte (**), als den Feind zurückgetrieben zu haben.

Ich verdiente bey Soor geschlagen (***) zu werden, sagte er, und war es auch, ohne die Geschicklichkeit meiner Generale, und den Muth meiner Truppen.

Man will behaupten, daß der Pandurenoberste von Trenk, den König im Bette überraschte, aber wieder entwischen ließ. Man machte ihm deswegen in Wien den Prozeß. Es trat sogar ein Frauenzimmer wider ihn auf, das sich für eine Tochter des Schwerins ausgab, und in eben demselben Augenblick

(*) Trenk behauptet zwar in seiner Lebensgeschichte, daß der König nicht überrascht wurde; allein Trenk wird es doch nicht besser wissen, als Friedrich, der es im 2ten Band S. 226. selbst eingesteht, daß er überrascht wurde, und sich selbst zu den Feldwachen begab, um mit eigenen Augen die Beschaffenheit der Sache zu untersuchen.

A. d. H.

(**) Fischer, Erster Theil, Seite 192.

(***) Man sehe des Königs Unterricht an seine Generäle.

in den Armen des Königs gelegen haben (*) wollte. — — Widerlegt nicht schon blos dieser Umstand das ganze Gerüchte? — — — — — — — — —

König Friedrich litt bey der Ausplünderung seines Lagers einen Verlust, den er mehr als sein Tafelservis beklagte. Es war sein (**) vierbeinigter Liebling, ein Windspiel, mit Namen Biche. Er wurde von den Panduren gefangen; dem König aber vom General Nadasdy wieder zurück geschickt.

Der König war ein ungemeiner Liebhaber von dieser Art Hunde. Er hatte immer eine Pflanzschule von 50 bis 80 Windspielen (***)

Sein vorzüglichster Liebling schlief des Nachts bey ihm im Bette. Die Hunde durften des Königs Kanapes beschmutzen und zerreißen. Ein Bedienter, der aus Unvorsichtigkeit einem dieser Hunde auf den Fuß trat, konnte dem Zorn des Königs nicht leicht entgehen. Es ist in Sanssouci ein eigner Platz, wo seine Favorithunde in Särgen unter Leichensteinen mit ihrem Namen begraben liegen — Wenig Generälen (†) wiederfuhr diese Ehre —

Nichts

(*) Trenks Leben, Erster Theil, Seite 56. Berliner Auflage.

(**) Fischer, 1ster Theil, Seite 191.

(***) Büsching über Fried. Charakter, Seite 24.

(†) Die Generäle Schwerin, Winterfeld, Seidlitz und Keith bekamen auf dem Wilhelmsplatz ein Denkmaal.

Nichts glich der Liebe, die der König für die Hündinn Alcmene trug. Als ihm ihr Tod nach Schlesien berichtet wurde, befahl er, daß man den todten Körper in einem Sarge in sein Bibliothek-Zimmer zu Sanssouci setzen sollte. Bald nach seiner Rückkunft begab er sich dahin, und ließ seiner Wehmuth freyen Lauf. Er mußte sich zwar von dem verwesenden Körper losreissen, ließ sich ihn aber zu Sanssouci in die nämliche ausgemauerte Gruft setzen, die er zur Ruhestätte seines eigenen Leichnams bestimmt hatte.

Auch Kaiser **Hadrian** war ein Liebhaber von Hunden, und ließ ihnen Grabmaale (*) setzen. Es scheint, **Friedrich** habe diesen Kaiser, den er in so viel andern Stücken nachahmte, auch in der Liebe zu **Hunden** kopieren wollen. —

Troz der bey **Soor** gewonnenen Schlacht, fand **Friedrich** doch nicht für gut, länger in einem Lande zu bleiben, wo es nichts mehr zu essen gab: er führte also seine Armee nach Schlesien zurück, und kam den 11. November nach Berlin.

Er konnte dießmal nur kurze Zeit, in Gesellschaft seiner Windspiele und in den Armen der Musen, von den Kriegsfatiken ausruhen.

Marie Therese, die immer noch Hoffnung hatte, die russische Kaiserinn und die Republik Pohlen in den War-

(*) Büsching über Friedrichs Charakter, Seite 37.

Warschauerbund zu ziehen, nahm sich vor (*), den König in seinen Erbstaaten anzugreifen.

Man muß den Muth dieser jungen Fürstinn bewundern (**), die noch vor fünf Jahren ohne Geld, ohne Truppen, ihre Erbstaaten gegen so viele mächtige Feinde vertheidigte, und nun den großen kühnen Plan entwarf, Preußens Macht bis in das Innerste zu erschüttern.

Die Oesterreicher waren wirklich den 20. November in die Lausitz eingerückt, um sich dort in den Kantonirungsquartieren auszubreiten. Prinz Karl sollte nach dem entworfenen Plan durch die Lausitz in die Mark einfallen, während eine andere Armee in Schlesien eindrang, und 10,000 Mann unter Anführung des General Grün in Verbindung mit den Sachsen, Magdeburg wegnehmen, und den Berlinern einen Besuch machen würden.

Friedrich suchte dieses Projekt zu vereiteln. Er zog den 25. Nov. seinem Feind entgegen, warf bey Hennersdorf drey sächsische Regimenter über den Haufen, rückte ungehindert tiefer in das Land, brandschatzte den Görlitzerkreis um 60,000 Thaler, und nöthigte den Prinz Karl, sich nach Böhmen zurück zu ziehen.

Dessau war darauf in Sachsen eingedrungen, und nahm Leipzig und Torgau weg. Diese Unfälle bewogen endlich den König von Pohlen, der sich nach

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 122.
(**) Ebendaselbst.

nach Prag geflüchtet hatte, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben.

Er schrieb unter dem 13. Dec. an den König; dieser erhielt den Brief erst den 15ten, am Tag der Kesselsdorfer Schlacht. — Eine Nacht früher, und es wäre 10,000 Menschen das Leben gerettet worden.

Diese Schlacht kostete Friedrich 4000 Mann, er behauptete aber das Feld. Die Preußen waren schon zweymal zurückgeschlagen; die Schlacht war verlohren, wenn nicht die österreichischen und sächsischen Grenadiers ihren anvertrauten Posten von Kesselsdorf zu früh verlassen, und unter Siegesgeschrey die Preußen verfolget hätten (*). Dadurch kam ihnen ein Theil der preußischen Reiterey auf den Hals, und brachte sie zum Weichen. Es ist merkwürdig, daß Friedrichs bisherige Siege nur immer an einem Glückshaar hiengen. — —

Prinz Karl war wieder in Sachsen erschienen, und stand am Tage der Kesselsdorfer Schlacht vor den Thoren von Dresden, wo er die Ueberbleibsel der geschlagenen Armee an sich zog.

Der König gieng gerade auf diese Stadt los. Prinz Karl hatte nun die Wahl, eine Schlacht zu wagen, sich in die Stadt zu werfen, oder Sachsen zu verlassen. — Er wählte das Letztere, und zog den 17. Oktober nach Böhmen zurück.

Die

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 129.

Die Dresdner hatten wenig Lust, sich bombardiren zu lassen. Sie trugen dem König eine Summe Geldes an, und öffneten die Thore.

Friedrich bezog den Lubomirskyschen Pallast, und machte seinen Besuch bey Hofe, wo er die Kinder des Kuhrfürsten umarmte.

Es gab Bälle (*), Opern und Konzerte, und die Sachsen, die überhaupt gern tanzen und lustig sind (**), nahmen Theil an dem Siegesfest ihres Ueberwinders.

Friedrich both noch am nämlichen Tage dem König von Polen, aus seiner eignen Hauptstadt den Frieden an. Einige Geschichtschreiber können diese Handlung nicht genug loben. Man wär auch wirklich versucht, es für einen außerordentlichen Zug der Großmuth zu halten, wenn man nicht wüßte, daß es von Seite

(*) In einer der Opern, welchen Friedrich beywohnte, kam in einer Arie die Strophe vor:

Sulle rovine altrui
Alzar non pensi il soglio
Colui, che al sol orgoglio
Riduce ogni virtù.

„Auf den Umsturz eines andern hoffe der nicht sein
„Glück zu erheben, der blos im Uebermuth seine
„Tugend besitzt."

Die Anspielung war treffend, aber die Sänger fanden für gut, diesmal diese Strophe wegzulassen. Siehe Friedrichs Schriften, 2ter Theil Seite 286.

A. d. H.

(**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 130.

Seite des Königs bloße Besorglichkeit war, sich eben durch diesen Einbruch in Sachsen, künftiges Frühjahr an Rußland einen neuen Feind auf den Hals zu ziehen.

Ich wünschte sehr den Krieg geendiget zu sehen (*), sagte er zu einigen Dresdner Damen. Ich weiß, daß das Glück der Waffen veränderlich ist, und glaube ja nicht, daß das Meinige beständiger seyn werde.

Auf den schönen Königsgrätzerkreis war auch keine Rechnung mehr zu machen: von der andern Seite sahen Theresie und der König August ihr großes Projekt gescheitert — Es war also allen drey Theilen mit den Frieden gedienet, und so wurde dieser auch den 25. December zu Dresden geschlossen.

Die Sachsen mußten dem König für die ausständigen Brandschatzungen eine Million Thaler bezahlen; und Schlesien wurde ihm neuerdings zugesichert. Friedrich hingegen erkannte den Großherzog Franz als den römischen Kaiser. —

So endigte sich dieser Krieg, der den Sachsen die Lehre gab (**), daß es gefährlich sey, sich in die Händel der Nachbarn zu mischen, — und dem König (möchte man sagen) daß man auf keine Eroberungen

(*) Fischers erster Theil, Seite 217.
(*) Vie de Fréd. 1. Tom. pag. 132.

gen für andere (*) ausziehen soll, so lang man sich kaum im Besitz seiner eigenen (**) erhalten kann.

Der Dresdner Friede gab zu verschiedenen Unterhandlungen Anlaß. Friedrich verlangte vom Reich die Garantie dieses Friedens. Man machte Schwierigkeit. Kaiserinn Theresie erklärte, daß diese Währleistung nicht Statt haben könne, wenn nicht das Reich zugleich die Garantie der pragmatischen Sanktion erneuerte.

Der Kaiser verlangte im Jahr 1746, daß man eine Reichsarmee an die französische Gränzen schicke. Friedrich war entgegen, und rieth zur Neutralität.

Im nämlichen Jahre machte der König dem Wienerhof, wegen der Beschwerden der Protestanten in Ungarn, eine Vorstellung. — Man achtete nicht darauf, und nahm es den Protestanten übel, daß sie sich an eine auswärtige Macht wandten. Mit einem Wort, es herrschte, troz des neuen Friedens, kein aufrichtiges Zutrauen zwischen beyden Höfen. Man muthete dem

König

(*) Vermög des geheimen Artikels des Frankfurterbundes wollte Friedrich für den Kaiser Karl, Böhmen erobern. Er gesteht auch im 2ten Bande seiner Schriften, S. 295. daß es sein Entwurf war, dem Haus Oesterreich die Kaiserkrone auf immer zu entreißen.

A. d. H.

(**) Es war, wie man sah, nahe dabey, daß Friedrich Schlesien wieder verlor.

A. d. H.

König immer noch böse Absichten zu. — — — Einem König, der den Grundsatz hatte, daß man von Zeit zu Zeit einen Krieg führen müße, um seine Truppen in Uebung zu erhalten, konnte man allerdings nicht die besten Absichten zutrauen.

Es erschien in Nürnberg eine Schrift, welche die Rechte und Forderungen des Hauses Brandenburg stark bestritt (*). Man glaubt, es habe sie der berühmte Statistiker Moser, auf Veranlassung des Kaiserhofes geschrieben. Sie wurde in Wien, Regensburg, und an mehrern Orten öffentlich verkauft.

Der preussische Gesandte bewirkte zu Wien durch eine Vorstellung, daß man den Buchhändlern die vorräthigen Abdrücke wegnahm (**).

Friedrich mußte diese Schrift sehr gründlich gefunden haben, weil er es leichter fand, sie konfisziren (***), als widerlegen zu lassen.

Allein

(*) Diese Schrift führte den Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die europäischen Mächte in Ansehung der Häuser Bourbon und Brandenburg, begangen haben.

A. d. H.

(**) Vie de Fréder. Tom. I. p. 140.

(***) Herr Fischer sagt zwar S. 227, daß Friedrich so großmüthig war, die ausführliche Widerlegung dieser Schrift nicht drucken zu lassen; allein wie läßt sich so eine Großmuth mit Friedrichs Karakter und seiner Manifestsucht zusammenreimen? A. d. H.

Allein die Konfiszirung kam etwas zu spät. Ganz Deutschland hatte sie bereits gelesen, und in Frankfurt machte man eine zwote Auflage davon.

Der König beschwerte sich zu Regensburg, und wollte, daß diese Schrift durch den Henker verbrannt werde (*). Allein der Reichstag wartete immer, daß ihm Wien mit einem Beyspiel vorgehe. Das geschah nun nicht, und das Buch wurde weder zu Wien, noch Regensburg, verbrannt.

Auch in Friedrichs eigenen Staaten gab es Leute, die gefährliche Briefwechsel führten, und wie man ihnen Schuld giebt, den Saamen der Zwietracht ausstreuten. Der König schickte mehrere nach Spandau. Dem geheimen Rath von **Ferber** wurde der Kopf abgeschlagen (**).

Man weiß es aus **Trenks** Geschichte, wie hitzig und despotisch **Friedrich** in ähnlichen Fällen zu Werke gieng, und so könnte wohl auch dem unglücklichen **Ferber** etwas zu viel geschehen seyn.

Nichts gieng über des Königs Mistrauen gegen alles, was Oesterreich betraf. Es war genug, mit Jemand von der kaiserlichen Gesandtschaft, das geringste Geschäft zu haben, um bey ihm aus der Wiege zu fallen, und nach Spandau zu kommen (***).

Mis-

(*) Fischer, Seite 228.

(**) Ebendaselbst.

(***) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 394.

Mistrauen ist freylich die Mutter der Sicherheit; aber sehr oft verräth es auch ein böses Gewissen.

Im Monat Mai machte **Friedrich** abermal eine Reise nach Pyrmont, um die Brunnenkur zu brauchen. Er hatte in seinen Jugendjahren sehr unordentlich gelebt (*), so daß er sich selbst wenig Hoffnung machte, alt zu werden. Gicht und Podagra waren seine gewöhnlichen Krankheiten.

Er glaubte dieses Uebel von seinem Vater geerbt zu haben, der stark Rheinwein trank. Daher verabscheute er diesen Wein, und warnte Jedermann davor.

Das Podagra sprach fast alle Jahre richtig bey ihm zu. Es ist doch sonderbar, daß die Natur einem Geist, bey dessen Zeugung sie sich erschöpfte, seinen Wohnsitz in einem Körper anwies, der lebenslänglich **Gicht** und **Podagra** hatte.

Des Königs unmäßige Lebensart, mochte wohl zu den jährlichen Visiten des Podagra viel beygetragen haben. Er war ein Liebhaber von gutem Essen und Trinken, und aß noch überdies gern unverdauliche (**) Speisen.

Wann der Küchenzettel einige seiner Lieblingsgerichte enthielt, so konnte er kaum die Mittagsstunde

 erwar-

(*) Siehe Büsching über Friedr. Karakter, S. 5.

(**) Z. B. Käse und Mehlspeisen, Schinken, Poulenta u. s. w. Sieh Büsching, Seite 10.

erwarten (*), und war dann im Essen nie Herr und Meister über sich. Wenn **Mäßigkeit** eine Haupteigenschaft des **Weisen** ist, so ist es etwas schwer zu begreifen, wie ihn seine Geschichtschreiber, **Friedrich den Weisen** nennen konnten. —

Friedrich betrug sich auch bey Tisch sehr unreinlich. Er bediente sich statt der Gabel oft der Finger; und so floßen Brühen und Suppen über die Uniform hinab. Das Fleisch für seinen Favorithund legte er auf das Tischtuch, damit es kalt würde. Wein und Wasser floß öfters über, auch der Schnupftabak ward stark verschüttet, so daß die Stelle, wo der König saß, durch Schmutz und Flecken nach aufgehobener Tafel sehr kenntlich war.

Um die Zeit der Pyrmonterreise starben dem König drey seiner Tischgesellschafter: Dü Han, sein vormaliger Hofmeister — sein geheimer Rath und Spaßmacher (**) **Jordan**, und sein Generaladjutant von **Kaiserling**.

Der König ehrte das Andenken **Jordans** mit einer Lobrede (***), die in der Akademie vorgelesen wurde, und machte ein ziemlich schlechtes (†) Gedicht auf **Kaiserling**. — —

Die

(*) Büsching über Friedr. Karakter. Seite 10.

(**) Man sehe das erste Heft. S. 28.

(***) Fischer, 1ter Theil. S. 230.

(†) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 23. Dieses ganze Gedicht ist voll gekünstelter Empfindung. Unter andern heißt

Die Millionen, die der letzte Krieg gekostet hatte, mußten wieder hereingebracht werden: Daher ließ Friedrich vor allem das Steuer- und Akziswesen in Ordnung bringen.

Den schlesischen Unterthanen wurde der durch den Krieg erlittene Schaden ersetzt. Zur Erbauung der abgebrannten Stadt Schmiedeberg wurden Gelder angewiesen; der Theurung im schlesischen Gebirge abzuhelfen, ließ er aus andern Provinzen Getreide herbeyschaffen, und in niedrigerm Preise verkaufen, — — allein dieß alles mußte Friedrich thun, wenn er keine Bettler, sondern Unterthanen haben wollte, die ihm fernerhin Steuer und Akzis bezahlten.

Ich begreife nicht, wie Schriftsteller Königen über Dinge schmeicheln können, die ihre Pflicht sind. Selbst der sonst so freymüthige Herr Büsching rühmt es (*) als etwas außerordentliches an, daß Friedrich vom Jahr 1763. bis 1786. seinen durch den siebenjährigen Krieg beschädigten Provinzen mit vier und zwanzig Millionen unter die Arme griff.

Der preussische Staat ist ja nach dem eigenen Geständniß der Berliner Autoren, ein blos (**) militärischer Staat, der keine Kräften von aussen zieht,

heißt es: Ach! ich habe alles verloren! ich verliere den Freund, den ich liebe — Ich bleib allein, ohne dich auf dieser weiten Erde — — u. s. w.

(*) Friedrichs Karakter, von Büsching, S. 207.

(**) Neues Staatenjournal, 1tes Heft, 1788. Seite 61.

sondern sich blos durch innere Cirkulation erhalten muß. Es ist also nothwendig, daß der Regent von Zeit zu Zeit den Staatssäckel aufthue, und einige Millionen durch den Staatskörper strömen lasse. Ohne dieses politische Arkanum würde jeder (*) militärische Staat bald an der Abzehrung hinsterben; dann sind diese Millionen ja nur geliehenes Geld, das mit Wucherzins wieder in des Königs Beutel zurückfließt. Wenn **Friedrich** also wegen dieses Vorschusses **Lob** verdient, so ist es blos, weil er seine **Pflicht** that.

Das Justizwesen war unter Friedrichs Vater noch auf sehr schlechtem Fuß; wie es überhaupt in einem Lande seyn muß, wo man die Präsidenten und Räthe mit dem spanischen Rohr herumprügelt. **Friedrich** ließ sichs vorzüglich angelegen seyn, eine bessere Justizpflege einzuführen.

Er zeichnete mit eben der Hand, mit der er Schlachten (**) gewonnen hatte, den ersten Plan zu ihrer Verbesserung vor. Alle Rechtshändel sollten nun in einem Jahre durch drey Instanzen abgethan werden; die Prokuratoren wurden abgeschaft, und noch mehr andere wohlgemeinte Einrichtungen getroffen.

Der

(*) Ob Preussen wirklich seiner Lage nach, ein **militärischer** Staat seyn müße, das möchte den Berliner Autoren wohl etwas schwer werden, zu erweisen.

A. d. H.

(**) Fischer, erster Theil. Seite 235.

Der König setzte sein Vertrauen auf seinen Justizminister Cocceji. Dieser arbeitete mit Hülfe eines gewissen Franzosen, Jariges, für Friedrichs deutsche Staaten das sogenannte Corpus Juris Fridericanum aus.

Berliner Autoren und Göttinger Journalisten (*) erhoben diesen Codex bis zu den Sternen; Herr Büsching aber gesteht es ganz offenherzig (**), daß dieses Justizwerk bey weitem nicht das unsterbliche Meisterstück war, wofür es Schmeichler und blos theoretische Beurtheiler erklärten; denn nach dem Ausspruch dieses großen Rechtsgelehrten ließ dieses Landrecht, Ungewißheit, Dunkelheit und Zankmaterie in Menge übrig (***).

Die Prozesse waren nun freylich jährlich in größerer Menge abgethan; allein der Großkanzler Jariges bewirkte es nur durch den militärischen Machtspruch (†): Marsch! was fällt, das fällt! — — und der Fallenden waren nicht wenig.

Nach Coccejis Tode wurden mit der Justizpflege große Veränderungen vorgenommen; sie gieng aber immer noch einen kränklichen Gang, bis ihr erst in den letztern Lebensjahren des Königs der Großkanzler Carmer besser auf die Beine half. Die Justizräthe

 bezo-

(*) Büsching, Seite 239.

(**) ebendaselbst.

(***) ebendaselbst.

(†) ebendaselbst.

bezogen ihren Gehalt aus einer Sportelkasse (*), die nur die Prozesse vertheuerte, und waren jämmerlich schlecht (**) bezahlt.

Dazu kam noch die despotische Art, mit der Friedrich seine Minister und Räthe behandelte. — Er prügelte sie zwar nicht mit dem spanischen Rohr herum; aber seine eigene Randresolutionen waren oft in so scharfen, heftigen und spöttischen Worten abgefaßt (***), daß sie manchen empfindlicher fielen, als wirkliche Prügel. Am Ende gewöhnten sie sich daran, und trösteten einander mit lachendem Gesicht. Einige schnitten auch die Randglossen weg (†), damit sie nicht auf die Nachwelt kämen.

Friedrich forderte von seinen schlecht bezahlten Räthen die strengste Gerechtigkeit (*), und wenn er nur das Gegentheil vermuthete, so war er einem Orkan (**) ähnlich, der Häuser umstürzt, und überall Schrecken und Angst verbreitet.

Es

(*) Büsching, Seite 240.

(**) Herr Büsching findt es selbst unumgänglich nothwendig, daß Justizräthe gut bezahlt seyn; sie entschädigen sich sonst an der Gerechtigkeit, die sie handhaben sollen. A. d. H.

(***) Friedrichs Karakter, von Büsching. S. 215.

(†) ebendaselbst.

(*) Friedrichs Karakter, von Büsching. S. 215.

(**) Dieß sind Herrn Büschings eigene Worte, allein dieses Gleichniß scheint mir nicht auf einen König zu passen, den man den Weisen, den Einzigen, den Salomo aus Norden zu nennen pflegte. A. d. H.

Es durfte nur ein boshafter Mensch ohne allen Grund irgend ein Justizkollegium bey dem König verklagen, so gab es die empfindlichsten Verweise (*), und sogar Kassation.

Indessen blieb **Friedrich** selbst in seinen Rechtssprüchen nicht immer der Billigkeit getreu. Man weiß ja, wie übereilt er in der Rechtsache des Müllers **Arnold** zu Werke gieng, und daß **Friedrich Wilhelm der Menschenfreund** in der Folge dieses Unrecht gut zu machen suchte.

Der Kanzler **Fürst** wurde ohne alle förmliche Untersuchung kassirt. So erhielt auch der verdienstvolle Baron von **Bork**, der an der Spitze des Kommerzwesens stand, unvermuthet seinen Abschied. Im Jahre 1785. setzte Friedrich zu Magdeburg den Kammerpräsidenten ab, der ein verdienstvoller Greis war, und Familie hatte, und gab diese Stelle einem unwissenden Menschen (**), einem Bastard vom General **Putkammer**.

(*) Auf eine solche Anklage schrieb der König — unter den Kabinetsbefehl — Ich werde den Herren ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. Ich habe den Menschen gesprochen, er ist nicht toll, aber 5 werden nicht mehr vor gerade angenommen werden, wer nicht gerade gehen wird, den werd ich auf die Finger klopfen. Sieh Büsching. Seite 243.

(**) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 125.

Friedrichs Geschichtschreiber liefern uns noch mehrere Beyspiele. Ich will nur ein paar ausheben. (*).

Ein gemeiner Soldat vom Leibbataillon lebte mit dem König auf so vertrautem Fuß, daß er die Erlaubniß hatte, unangemeldet auf sein Zimmer zu kommen. Er nützte diese Freyheit, um von dem König öfters Geld zu begehren, das er dann im Wirthshause vertrank. Zu Zeiten schlug ihm Friedrich sein Begehren unter dem Vorwand ab, daß er kein Geld habe. Darauf antwortete der Soldat: Friz (**), schau einmal in deinen ledernen Beutel, du wirst wohl noch ein paar Dukaten darinn finden. Dieser Soldat hatte nun, als er einst Wache stand, mit seinem Offizier einen Streit, und hielt diesem das Bajonet entgegen, als wollte er ihn damit durchstoßen. Der Offizier läßt ihn festsetzen. Die Sache kömmt vor den König. Er befiehlt, daß man ihm den Prozeß mache. Der Kriegsrath verurtheilt ihn zum Tod, und der König unterschreibt das Urtheil, ohne ein Wort zu sagen. Jedermann glaubte, er würde Gnade erhalten; dieser Unglückliche selbst glaubte es so fest, daß er sich nicht zum Tod bereiten wollte, und

(*) Vie de Fréder. Tom. IV. pag. 328.

(**) So oft Friedrich durch die Stadt ritt, hatte er einen Schwarm muthwilliger Jungen um sich her, die tolles Zeug trieben. Einige warfen ihre Hüte in die Luft, andere neckten sein Pferd, und schrien: guten Tag, Friz! Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 334.

und bis am letzten Augenblick der Meinung war, man wolle ihn nur durch die Furcht strafen. Er betrog sich und wurde hingerichtet. — — — —

Ein gewisser Hauptmann S— erstach einen andern Offizier im Duell (*). Er wurde eingezogen, und der König konnte nicht umhin, ihm den Prozeß machen zu lassen. Nach den Gesetzen war er verloren. Friedrich liebte den Hauptmann, und dachte auf Mittel, ihn zu retten. Er ließ seinen Wunsch heimlich den Freunden dieses Offiziers stecken. — Um die Sache zu erleichtern, sagte er zum Hauptmann, der am selben Tage die Wache hatte: **Hört! wenn ihr mir diese Nacht den S— entweichen laßt, so kommt ihr mir bey meinem Worte auf vier und zwanzig Stunden in Arrest.**

Der Kapitän verstand den Wink. Wie es Mitternacht war, hieß er seinen Gefangenen frische Luft schöpfen. Einige Freunde von diesem standen bereits mit einer Postschäse in der Nähe, und entführten ihn. Am andern Morgen zeigte der Kapitän dem König diese Entweichung an. Friedrich stellte sich darüber sehr entrüstet, und schickte den Kapitän auf 24 Stunden in Arrest. — — —

Sowohl der Soldat als der Hauptmann hatten wider das Militärgesetz gesündiget, und doch mußte der Liebling des Königs sterben, und dem Kapitän half Friedrich selbst zur Flucht. —

Ein

(*) Vie de Fréder. Tom. IV. pag. 307.

Ein gewisser Jude **Wolf** (*), ein Seidenfabrikant, konnte seine Fabrike, die er ganz auf eigene Kosten errichtet hatte, ohne landesfürstliche Unterstützung nicht weiter fortsetzen; er verkaufte daher seine Seidenstoffe um niedrigen Preiß, und dankte die Arbeiter ab. Diese liefen zum König, und klagten, daß sie keine Arbeit hätten. Dieser befahl dem Juden, alsogleich diesen Leuten Arbeit zu geben, widrigenfalls er sein Vermögen einziehen, und ihn dann aus seinen Staaten fortjagen würde. Der arme **Wolf** war gezwungen, seine Fabrike mit Verlust fortzuführen.

Ein Liebling (**) des Königs (man sagt, es wäre **Quintus Icilius** (***) gewesen), hatte viel Schulden gemacht, und wußte nicht, wie er sie bezahlen sollte. Endlich fiel ihm ein Mittel bey. — — **Euer Majestät können mein Glück machen**, sagte er eines Tags zum König, ohne daß es Sie einen Heller koste — **Herzlich gerne**, versetzte der König, aber wie? — — **Euer Majestät müßen die Güte haben, dem Juden Ephraim zu befehlen,**

(*) Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 309.

(**) Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 320.

(***) Dieser Mann hieß eigentlich Guischardt, wurde aber von Friedrich in den römischen Quintus Icilius übersetzt. Er hatte in seiner Jugend die Theologie studiert, und sehr oft geprediget; war aber dem König zu gefallen kein Bekenner der christlichen Religion, die er ehedem geprediget hatte. Der König gab ihm wenig Geld, und behandelte ihn oft über Tafel in sehr harten Ausdrücken.

Büsching, Seite 76.

len, daß er mir seine Tochter zur Frau gebe — — Seyd ihr ein Narr! ihr wollt eine Jüdinn heurathen? — — Sire! ich habe so eine Liebe zu diesem Mädchen und seinen Louisdors gefaßt, daß ich nicht ruhig bin, bis ich sie erhalte — — Friedrich merkte nun die Absicht seines Lieblings, und fertigte den Befehl aus. Dieser begiebt sich zum Juden, zeigt den königlichen Befehl vor, und verlangt die Tochter auf der Stelle zu heurathen. Der alte, erschrockene Ephraim stellt ihm die Schwierigkeit wegen des Religionsunterschieds vor, und daß es ihm unmöglich wäre, seine Tochter einem Christen zu geben — — Es war alles umsonst — man will die Tochter. Endlich rückte der Hebräer mit Vergleichsvorschlägen heraus. — — Er bietet 10,000 Thaler. — Man hört nicht, und will nur das Mädchen — — Dann 20,000 — Man bleibt unerbittlich — Für 20,000 Thaler dem Glück entsagen, die Jungfer Ephraim zu besitzen, das wär nicht möglich — — Endlich bietet der alte 30,000, das war gerade die Summe, die der Schelm brauchte — — Nun ward die Sache in Ueberlegung genommen, und auf vieles Bitten entsagte man endlich der schönen Israelitinn. Das Geld wurde ausgezahlt, und der König lachte (*) mit seinem Liebling über diese lustige Begebenheit.

Man

(*) Der französische Autor, von dem ich diese Anekdote habe, glaubt, daß M. Guibert wohl darinn that, sie nicht

in

Man sieht aus diesen wenigen Zügen, daß Friedrichs Gerechtigkeitsliebe oft die Tochter seiner Launen, seiner Ab- und Zuneigung war. —

Im Jahre 1747. wurde die Allianz mit Schweden geschlossen. Man suchte Rußland mit in den Bund zu ziehen; allein diese Macht hatte bereits ein Bündniß mit Oesterreich eingegangen.

Man machte in Berlin finstere Gesichter darüber. Beyde Höfe zerwarfen sich, und beriefen ihre Gesandten zurück.

Eigentlich hatte es **Friedrich** mit der russischen Kaiserinn durch einige spöttische Reden (*) verdorben, die er über Tafel von ihr führte, und die ihr dann wieder zu Ohren kamen. —

Friedrich war von Natur zum Spott aufgelegt. Wenn er bey Tafel saß, erzählte er Histörchen und Anekdoten von Kaisern, Königen, Fürsten und Privatpersonen — Diese wurden wiederholt, so oft ein neuer Gast bey Tische (**) war.

Je länger er an der Tafel saß, und je mehr der Wein in den Kopf stieg, je weniger zurückhaltend war er

in die Lobschrift auf den König zu setzen, weil sie vielleicht von der Gerechtigkeitsliebe des deutschen Salomo nicht die besten Begriffe gäbe. A. d. H.

(*) Herr Fischer sagt, daß es witzige Anmerkungen im Geschmacke des Juvenals waren. S. 161.

(**) Friedr. Karakter von Büsching, S. 21.

er (†). Seine beßten Freunde mußten die Zielscheibe seines beissenden Witzes abgeben.

Voltär sagt (††), daß es nicht möglich war, bey dem König auszuhalten. Man weiß wohl, sagt er, daß man bey Königen etwas dulden müsse, aber Friedrich misbrauchte etwas zu sehr seinen Vorrang. Die Gesellschaft hat ihre Gesetze, wenn sie nicht eine Gesellschaft von Löwen und Tiegern seyn will. Friedrich sündigte immer wider das Gesetz: **Niemanden etwas Unangenehmes zu sagen.** So fragte er öfters seinen Kammerherrn **Pölniz**, ob er nicht gern seine Religion zum viertenmal verändern wollte? und bot ihm 100 Dukaten für seine Umsattlung an. — Bald sagte er zu ihm: **Ach mein Gott! lieber Pölniz! ich habe den Namen desjenigen vergessen, den er im Haag bestohlen hat, da er ihm schlechtes Geld (*) für gutes verkaufte.**

Eins=

(†) Friedrich besäß in Ansehung seines Körpers eine äußerste Schamhaftigkeit. Er vermied selbst seinen Dienern die Entblößung seines Körpers, und was in Klistierfällen nicht verhindert werden konnte, war ihm unangenehm. — Nicht einmal auf den Abtritt durften ihm seine Leute nachgehen. Um so unerwarteter waren seine äusserst freyen Ausdrücke, deren er sich bey Tisch bediente, besonders wenn die Tafel lang währte. Er gebrauchte keine Ehrbarkeit, sondern nannte alles gerade bey den natürlichsten Namen. Büsching, Seite 30.

(††) Geheime Nachrichten. Seite 102.

(*) Wahrscheinlich hatte Friedrich um diese Zeit noch nicht selbst schlechtes Geld geschlagen. A. d. H.

Einsmals war bey Tisch die Rede von den Anführern der leichten Truppen. Der König sagte, daß sie im letzten Krieg durch bloße Straßenräuber (*) angeführt wurden. Quintus Icilius, setzte er hinzu, (es war der Franzos Quichard, den er zum Obersten machte, und in einen Römer umtaufte) mußte alle mögliche Mühe anwenden, sich nach dem Krieg das Rauben abzugewöhnen. Wenn er neben mir ist, geb ich immer auf meine Tabatiere und meine Geldbörse acht, aus Furcht, er möchte sie mir wegschnappen. — Quintus Icilius nahm den Spaß übel auf. Wenn ich gestohlen und geraubt habe, sagte er zum König, so ist es nur auf Euer Majestät Befehl geschehen, und Sie haben immer den größten Theil von dem Raub gehabt.

Dem armen d'Argens (**) wurde eben so begegnet, doch blieben diese Opferthiere (***), da sie sonst nichts zu leben hatten, an Friedrichs Hofe.

Der freymüthige Herr Büsching bekennt selbst (†), daß die Gelehrten bey der persönlichen Bekanntschaft mit

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 361.

(**) Nach Herrn Büsching besaß d'Argens gute Kenntnisse der griechischen Sprache und Philosophie; schrieb munter und witzig; gieng weit im Zweifel, und hatte keinen festen Gemüthskarakter.

(***) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 103.

(†) Ueber Friedrichs Karakter. S. 43.

mit dem König selten etwas gewonnen; denn er wußte an ihnen immer mehr zu tadeln als zu loben. Betraf es nicht ihre Gelehrsamkeit und Bücher, so gieng es auf ihre (†) Person.

Es war dem König, sagt er (*), zur Natur geworden, fast an allen Dingen und Personen etwas lächerlich zu machen, und nie glänzte sein Witz mehr, als in solchen Fällen. Er ließ ihm auch um so mehr den Zügel, weil er glaubte, daß einem König seiner Art dies erlaubt sey. —

Graf Mirabeau möchte also doch Recht haben, wenn er sagt, daß Friedrich bey so einem Karakter nie die Liebe der Menschen gewann.

Das Jahr 1748. machte am 18. Oktober durch den Aachner Frieden, dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich und den mitverbundenen Mächten, ein Ende.

Bey diesem Friedenschluß wurde dem König von den friedschließenden Partheyen, Schlesien sammt Glaz garantirt.

Es

(†) Unter andern begegnete er dem Abbe Bastiani, den er der italienischen Litteratur wegen bey sich hatte, sehr hart — oft sagte er zu ihm: Er stelle den Infamen vor, der auf den sieben Bergen sitzt. Vous etes mon plastron, c'est sur vous, qui je decoche tout mon venin.

Büsching, S. 77.

(*) Ebendaselbst.

Es fiel ihm dadurch ein großer Stein vom Herzen. — —

Der rußische Hof setzte indessen seine Kriegszurüstungen fort. Es entstanden zwo Gegenpartheyen. Oesterreich, Rußland und Britannien von der einen Seite, Frankreich, Schweden und Preussen von der andern.

Die russischen Truppen waren bereits bis in den fränkischen Kreis gegen die Franzosen vorgerückt; sie zogen sich aber nach erfolgtem Frieden wieder zurück, und nahmen ihre Winterquartiere in Böhmen und Mähren.

Die Anführer hatten den Befehl, im Vorbeyzug längst der preussischen Gränze die strengste Mannszucht zu halten. Das Feuer glimmte zwar unter der Asche, aber man fand noch nicht für gut, es ausbrechen zu lassen.

In diesem Jahr hob Friedrich sämmtliche Landesjustizkollegien auf, wodurch so viel würdige Hof- und Kammergerichtsräthe ihr Brod verloren, und mit ihrer Familie in großes Elend (*) geriethen.

Cocceji hatte sie dem König als untaugliche oder eigensinnige Leute beschrieben, und Friedrich der Einzige, der Große, der Weise, der Landesvater, machte ohne weitere Untersuchung (**), im blinden Ver-

(*) Ueber Friedrichs Karakter von Büsching. Seite 239.

(**) Herr Fischer sagt, daß unter den aufgehobenen Räthen auch der würdige Nüßler war, der deswegen dem Groß-

Vertrauen auf seinen Großkanzler, mit einem Federstrich eine Anzahl guter Unterthanen zu Bettlern.

Friedrich macht dadurch in der Geschichte Epoche, daß er die Mode einführte, größere Heere (*) im Frieden zu erhalten, als man vormals im Feld erscheinen ließ; allein eben diese Mode reizte die Eifersucht der übrigen Mächte.

Man muthete ihm Vergrößerungsabsichten zu, und bemühete sich daher, dem anwachsenden Strom bey Zeiten einen Damm zu setzen.

Rußland rüstete sich mehr als je. Es vermehrte seine Truppen in Liefland, und schickte ganze Züge schweres Geschütze dahin. In Finland traf man gegen die Gränzen von Schweden die nämlichen Anstalten.

König Friedrich erklärte zwar öffentlich, daß er keine gefährlichen Absichten gegen die russische Kaiserinn hegte, noch eine Regierungsveränderung in Schweden vorzunehmen suchte: er schrieb sogar an den König von England, und bat ihn, das in der Asche glimmende Feuer zu ersticken; aber man kehrte sich in Rußland wenig an diese Versicherungen, und Friedrich

Großkanzler die Meinung derb sagte. Cocceji fand aber nicht für gut, sich zu rechtfertigen, ungeachtet die alte Königinn und der Kabinetsminister Podewils es ihm sehr nahe legten. S. 263.

(*) Fischer, erster Theil. Seite 268. Eigentlich war Ludwig XIV. der Stifter stehender Armeen. A. d. H.

fühlte nun zu seinem Schaden (*), daß die Kaiserinnen nicht so ungeahndet über sich spotten lassen, als D'Argens, ein Maupertuis, oder ein Kammerherr Pölniz. — —

Es ist natürlich, daß Oesterreich bey dem großen Kriegsspiel, das über kurz in Europa aufgeführt werden sollte, nicht Willens war, einen Zuschauer abzugeben.

Diese Macht konnte, wie Herr Fischer sagt, den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen, das zu ihrem großen Verdruß dem Könige jezt 8 Millionen einbrachte (**), da es vormals nur 2 Millionen abwarf. Das war freylich ein sehr großer Abstand; nur hätte man auch die Schlesier im Vertrauen befragen sollen, ob sie sich auf diese wiederholte starke preussische Aderläße so wohl befanden, als auf die österreichische gelind abführende Mittel?

Oesterreich rüstete sich also nach dem Beyspiel seiner Nachbarn. Man verbesserte die Kriegsverfassung, errichtete neue Regimenter, übte die Truppen, und führte die Grundsäze der preussischen (†) Taktik ein (††).

Im

(*) Les plaisanteries de Fréderic sur cette princesse lui coûtérent fort cher, et il sentit trop tard, que le mal qu'ou dit d'autrui ne produit, que du mal.
V. Vie de Fréd. Tom. I. p. 331.

(**) Fischer, erster Theil. S. 262.

(†) Vie de Fréder. Tom. I. p. 147.

(††) Vielleicht finden unsere Nachkömmlinge an dieser preussischen Taktik manches zu ändern. Vielleicht glauben sie,

Im Jahr 1750. fiengen in Deutschland die Unterhandlungen wegen der Wahl eines römischen Königs an. Mainz, Trier, Baiern und Hannover, waren bereits über diese Wahl einig. Es war darum zu thun, auch die Stimmen von Sachsen, Kölln und Brandenburg zu gewinnen.

Der kaiserliche Hof ließ durch seinen Gesandten dem König sein Vorhaben eröffnen, und versprach sichs von seiner Freundschaft, daß er durch seine Stimme diese Wahl erleichtern würde.

Es mag nun vielleicht den König verdrossen haben, daß man erst dann bey ihm anklopfte, als man bereits die meisten übrigen Stimmen hatte: vielleicht träumte er sich selbst eine schmeichelhafte Aussicht zur Kaiserkrone, genug, er wollte von keiner Königswahl wissen.

Er erklärte in den höflichsten (*) Ausdrücken: daß man sich bey der Blüthe des Alters und der

 voll-

sie, daß durch dieselbe der persönliche Muth des Soldaten erstickt werde; vielleicht erfahren sie es sogar, daß diese preussische Taktik mit einer taktiklosen, aber muthvollen, von Patriotismus und Freyheitsgefühl entflammten Truppe es nicht aufnehmen könne. — — — A. d. H.

(*) Friedrichs Höflichkeit erstreckte sich nur auf Ausländer, und auf Leute, von denen er einigen Dienst erwartete, oder die er sonst zu schonen Ursache hatte. Im allgemeinen machte er die andern gern lächerlich; er ließ sie seinen Vorrang fühlen und sagte Leuten, die es gar nicht verdienten, die bittersten Dinge. Voltäre schilderte, als er sich

vollkommenen Gesundheit des Kaisers, und vorzüglich bey der gegenwärtigen Ruhe in Deutschland und Europa, mit der Wahl nicht zu übereilen, und die Großjährigkeit des Erzherzogs abzuwarten hätte.

Allein Hannover, Mainz und Baiern antworteten, daß gerade die Zeit, wo Europa im Frieden lebte, die schicklichste zur Wahl eines römischen Königs wäre; daß die Gesundheit des Kaisers nicht besorgen ließ, daß er etwan vor der Großjährigkeit des römischen Königs sterben möchte, und daß es in jedem Fall besser sey, einen minderjährigen Kaiser, als gar keinen zu haben.

Es wurden über diesen Gegenstand eine Menge Schriften gewechselt. Im Grund diente der Eigensinn des Königs blos dazu, die Gemüther zu verbittern, und den Wienerhof noch mehr wider ihn aufzubringen.

Friedrich gab sich bisher vergebliche Mühe, Voltären an seinen Hof zu ziehen. Er bedurfte eines Mannes, der seine Verse ausbesserte, und im Fall der Noth ein elegantes Manifest (*) verfertigte.

Vol-

sich einst zu Potsdam auf einen Marmortisch lehnte, den König durch zwey Worte: Le Roi ressemble à cette table: dur et poli. (Der König gleicht diesem Marmortisch: Hart und geschliffen.) Siehe Vie de Fréd. Tom. I. pag. 210.

(*) Man sehe das erste Bändchen. S. 58.

Voltäre hingegen besorgte mit Recht (*), an diesem Hof seine Freyheit zu verlieren, und schlug anfänglich die Einladung unter dem Vorwand des rauhen Klima ab.

Friedrich schickte ihm zwey Melonen, die in den Gärten zu Potsdam gewachsen waren (†), um ihm zu zeigen, daß bey ihm ein milder Himmelsstrich sey, weil in königlichen Gärten Melonen wachsen.

Voltär nahm nun die Unbeständigkeit der Könige (††) zum Deckmantel. Friedrich schrieb ihm einen sehr schönen Brief, um ihn auch über diesen Punkt zu beruhigen.

Immer mehr in die Enge getrieben, schützte Voltär endlich die Reisekosten vor. Friedrich ließ ihm 6000 Livres auszahlen; noch wankte unser Poet, bis ihn endlich ein Zufall, der seine Eigenliebe beleidigte, zum Entschluß brachte.

D'Arnaud hatte dem König eine Epistel geschickt, auf die Friedrich in einigen Versen antwortete, worinn er sagte, daß Voltäre im Niedergang, D'Arnaud aber im Aufgang sey.

Dieser Brief kam Voltären in die Hände, als er noch zu Bette lag. Was? schrie er, und sprang im Hemd aus dem Bette, D'Arnaud im Aufgang! Voltäre im Niedergang! — — Friedrich mag sein

(*) Vie de Fréder. IV. Tom. p. 38.
(†) Ebendaselbst.
(††) Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 38.

sein Regierungsgeschäft verstehen: aber er soll es bleiben lassen, mich zu beurtheilen (*).

Ich werde reisen, ja ich werde reisen, und werd' es diesem König zeigen, daß ich noch nicht untergehe. —

Er reisete auch kurze Zeit darauf ab, und kam 1750. im Juni nach Berlin.

Voltäre wurde an Friedrichs Hof auf das freundschaftlichste aufgenommen. Er wohnte in den Zimmern des Marschalls von Sachsen, hatte die königlichen Bedienten zu seinem Befehl, bekam einen vergoldeten Kammerschlüssel an die Rocktasche, und den Verdienstorden um den Hals.

Seine ganze Beschäftigung war, die königlichen Verse auszubessern; dafür erhielt er für sich und seine Nichte jährlich 5000 Thaler.

Voltär bekennet selbst (**), daß er nichts angenehmers als diesen Stand kannte, und doch suchte er schon nach einem Jahr dieses Götterleben los zu werden.

Spötter thun selten lange gut bey einander; besonders wenn beyde Poeten sind.

Friedrich verglich seinen Gast mit einer Pomeranze (***), die man wegwirft, wenn man den Saft ausgedrückt hat; Voltäre hingegen sagte bey einer Gelegenheit, als ihm Friedrich eben Verse zum ausfeilen

(*) Vie de Fréderic II. Tom. IV. p. 39.

(**) Siehe geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. Seite 90.

(***) Ebendaselbst. Seite 94.

feilen schickte, daß er des Königs schmuzige Wäsche (*) waschen müße.

Beyde Theile erfuhren die wechselseitige Spötterey. Voltäre wollte durchaus keine Pomeranze seyn, die man wegwirft, wann der Saft ausgedrückt ist; den König aber verdroß es, daß Voltäre seine Verse mit einer schmuzigen Wäsche (**) verglich, da doch in

 seiner

(*) Voila le Roi, qui m'envoye son linge sale à blanchir. Vie de Fréd. Tom. IV. p. 202. Es war der General Manstein, dem Voltär dieß sagte, und der dann nicht ermangelte, diese Spötterey dem König zu hinterbringen.

(**) Das Gleichniß paßt so übel nicht. Es war wirklich Wäscherarbeit, die Verse eines Königs zu reinigen, der keine französische Zeile ohne orthographische Fehler schreiben konnte, und doch französische Verse machen wollte. — Herr Büsching, der S. 32. selbst einen fehlervollen Brief von des Königs eigner Hand anführt, sucht unsern gekrönten Poeten dadurch zu entschuldigen, daß die meisten Könige schlecht orthographisch schrieben; allein es ist, mit Herrn Büschings Erlaubniß, hier ein großer Unterschied; denn die übrigen Könige hatten nicht die Raserey, französische Verse zu machen. Wenn man den von Hrn. Büsching angeführten Originalbrief des Königs liest, so sollte man glauben, daß Friedrich entweder diesen (†) Brief nicht geschrieben, oder die schönen Verse nicht gemacht habe, die nach der Hand von ihm erschienen.

Es ist überhaupt schwer, über Friedrichs poetische und prosaische Werke zu urtheilen, sagt unser französische Biograph, S. 102. 4ter Theil. Voltär rühmt sich, daß er sie verbessert habe; andere prahlen nach seinem Tode, daß sie ihm die Materialien zu seiner

Ge-

seiner Einbildung Voltär; was den innerlichen Werth betraf, in Prosa und Poesie weit unter ihm stand.

Dazu kam noch Voltärs bekannte Fehde mit dem Präsidenten der Akademie.

Mau-

Geschichte geliefert hätten; wenn man ihm aber Stoff und Stil nimmt, was bleibt dem König übrig?

(†) J'ai Lu cet Essai de traduction de Taccite que vour m'envoyes contre le quel il n'y a rien a dire, mais c'est la Description des moeurs des germains, ce n'est pas ce quil y a de Difficile de traduire, mais son stille sentencieux, et Energique, dont il trace en peu de mots les caractere et les vice des Empereurs Romains, que les traducteurs s'essayent sur la Vie de Tibere d'un, clode, ce stile laconique et Pintoresque en meme tems ou au moyein de deux mots il exprime tant de chosses est ce qui *merite* L'Imitation de nos auteurs. Peu de parolles et beaucoup de sens. Voila ce que nos Ecrivains doivent se prescrire comme la Regle Inviolable de leurs productions.

Tot Verbas tot spondera.

Je vous demande pardon de ce que mon ignorance a la hardiesse de citer du latin a votre sapiance, mais c'est une presomtion que j'espere vous pardonerai. *Frederic.*

Aus diesem Brief ersieht man (ausser den französischen und lateinischen Sprachschnitzern), daß Friedrich auch ein schlechter Kunstrichter über Werke des Geschmackes war; denn gerade dieser sentenzmäßige malerische Stil wird dem Tacitus von allen Kennern als ein Fehler vorgeworfen. — Doch Friedrich konnte überhaupt nicht über den Werth klassischer Autoren entscheiden, da er sie, nach Herrn Büschings Geständniß, nur aus französischen, und also meist schlechten Uebersetzungen kannte. A. d. H.

Maupertuis schrieb ein sehr lächerliches Buch. Voltär glaubte, daß man über ein lächerliches Buch lachen dürfe, und lachte und spottete, und schrieb also dawider.

Friedrich selbst fand das Werk seines Akademiepräsidenten lächerlich und unsinnig, und machte sich in einer Schrift über das Loch zum Mittelpunkt der Erde, über die lateinische Stadt, die Harzkur, und mehr andere Albernheiten dieses Buches lustig.

Er wollte aber nicht, daß andere darüber schrieben und sich lustig machten. Sein Wahlspruch war (*): keinen Lermen, wenn ich ihn nicht mache: Friedrich ließ also (sein eigenes Werk ausgenommen) alles verbrennen, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Voltärs Schrift warf der König eigenhändig in den Kamin. Dieser sagte, daß ihm die Ehre verbrannt zu werden, nun zum zweytenmal wiederführe: in Paris, durch den Henker, und in Berlin, durch die Hände des Königs.

Indessen benahm ihm dieses Autodafe die Lust, länger an einem Hof zu leben, wo seine Freymüthigkeit einem König misfallen mußte, der unumschränkter herrschte, als der Großtürk (**), und der nur allein das Recht zu haben glaubte, über andere zu spotten, und alles lächerlich zu machen. Er befahl seinem Bedienten, so wie er aus dem Zimmer des Königs trat, ihm

(*) Geheime Nachrichten. Seite 89.
(**) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 101.

ihm den Verdienstorden und den Kammerschlüssel abzunehmen: (*) befreyet mich, sagte er, von diesen schimpflichen Merkmaalen der Sklaverey. Er hieng darauf beyde an den Zimmerschlüssel (**) des Königs, und gieng von Potsdam nach Berlin, indem er die schönen Geister verwünschte, die das Reich der schönen Wissenschaften so beherrschen wollen, wie ein (***) Regiment.

Friedrich schickte den Abbe **Prades** nach Berlin, um Voltären im Namen des Königs anzudeuten, daß er auf der Stelle dem Maupertuis (†) schriftlich Abbitte thue, und daß er, der Abbe, den Auftrag habe, dem König eine bestimmte Antwort zu überbringen. *Qu'il aille se faire F...* (††) war **Voltärs** Antwort.

Wie! rief der erschrockene Abbe, diese Antwort soll ich dem König bringen! Ja, sagte Voltär, und Sie

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 48.

(**) Ebendaselbst.

(***) En maudissant les beaux esprits, qui veulent gouverner l'impire des beaux lettres, comme un regiment. Vie de Fréd. T. IV. pag. 44.

(†) Herr Büsching nennt diesen **Maupertuis** einen seichten aber eben deswegen hochmüthigen Gelehrten; von Voltären aber sagt er: daß er ein Mann von unerschöpflichem Witz, ein guter Dichter nach französischer Art, ein schöner Stilist, ein theoretischer und pracktischer Komödiant, ein seichter Geschichtkenner und Philosoph, ein großer Spötter und ein geldhungriger Mann war. S. 75.

(††) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 48. Zu deutsch ungefähr: er soll zum Henker gehen; denn unsre deutsche Sprache ist zu arm, um diese französische Zotte bestimmter zu geben.

Sie können noch hinzusetzen, daß ich Sie ebenfalls mit ihm *faire F....* schicke.

Zitternd kehrte der Abbe nach Potsdam zurück. Der König wollte die Antwort wissen; der Abbe stammelt sie endlich auf wiederholten Befehl heraus. Friedrich zerplatzte fast vor lachen, und ließ sich die Antwort öfters wiederholen, und lachte immer stärker. Er fand in der ganzen Antwort nichts als den lächerlichen Ausbruch eines aufgebrachten Menschen, der nichts vermag, es aber mit einem Manne zu thun hat, der alles vermag (*).

Anstatt Voltären seinen Zorn fühlen zu lassen, söhnte ihn gerade diese französische Zotte mit ihm aus. Er schickte ihm Kammerschlüssel und Orden zurück, und berief ihn wieder nach Potsdam. Man lachte, umarmte sich, und suppirte wieder zusammen.

Diese Versöhnung war von keiner Dauer. Die Gemüther der schönen Geister waren verstimmt. Es herrschte kein Vertrauen mehr unter ihnen, und Friedrich, der wohl merkte, daß er unter ihnen nicht allein glänzen, und nicht nach seiner Phantasie über sie herrschen könne, wurde ihrer endlich auch satt.

Der vernünftige d'Argent hatte sich bereits von einer Schaubühne zurückgezogen, wo die Akteurs ganz Europa zu lachen gaben. Algarotti war ihm nachgefolgt. — —

Vol-

(*) Fréderic n'y vit que l'explosion ridicule d'un homme en colére, qui ne pouvoit rien, contre un homme, qui pouvait tout. Vie de Fréd. p. 49.

Voltäre, der sich neuerdings mit dem König zerwarf, bath um seine Entlassung. Friedrich ertheilt sie ihm, läßt ihm aber Orden, Kammerschlüssel und Kontrakt abfordern.

Vier französische Verse (*) söhnen sie wieder aus, und der so oft hin und her spazierte Kammerschlüssel kömmt wieder an Voltärs Rocktasche. Es wird von keiner Abreise mehr geredt; nach drey Monaten aber bath Voltär um die Erlaubniß, die Brunnenkur vom Plombieres brauchen zu dürfen.

Es war ein bloßer Vorwand — **Ich hielt noch ein Abendmahl des Damokles aus**, sagt Voltäre in seinen geheimen Nachrichten (**), **nach welchem ich mit dem Versprechen, wieder zu kommen, und dem festen Vorsatz, ihn nie wieder zu sehen, abreisete.**

Friedrich merkte, daß diese Brunnenkur ein Vorwand sey, und ließ Voltären in Frankfurt anhalten. Dort forderte man ihm Kammerschlüssel, Orden, und die poetischen Werke des Königs wieder ab.

Er wurde auf Befehl seines königlichen Freundes, sammt seiner Nichte durch einen ganzen Monat von zwölf

(*) Als Voltäre dem König seine Gnadenzeichen zurückschickte, legte er folgende Verse bey:

Je les reçus avec tendresse
Et je les rends avec douleur.
Comme un amant dans sa fougueuse ardeur
Rend le portrait de sa maitresse.

(zu deutsch) **Ich empfieng sie mit Entzücken, und geb sie mit Schmerzen zurück, so wie ein erzürnter Liebhaber in seiner ersten Hitze das Portrait seiner Geliebten zurück giebt.**

(**) Seite 102.

zwölf Soldaten auf seinem Gasthof bewacht, und mußte am Ende alle Kosten bezahlen.

Voltäre sagt, daß es ihm ungefähr die Summe kostete, die der König ausgab, ihn kommen zu lassen.

In der Folge geschah abermal eine Versöhnung. Friedrich schickte ihm wieder seine schmutzige Wäsche zum Waschen zu, und schlug ihm neuerdings vor, nach Berlin zu kommen; Voltäre aber war durch den Frankfurterauftritt bereits von der Eitelkeit geheilt, mit poetischen Königen (*) auf vertrautem Fuß zu leben.

Voltäre, der gewiß ein guter Beobachter war, hat uns eine Schilderung von Friederichs Privatleben hinterlassen. Sie kömmt im Wesentlichen mit dem Gemälde überein, das uns Herr Büsching davon aufgestellt hat.

Friedrich stand im Sommer um 5 Uhr Morgens, und im Winter um 6 auf, und kleidete sich mit Hülf eines Bedienten, meistens aber allein an. Sein Zimmer war ganz artig. Ein prächtiges silbernes Geländer, mit kleinen sehr gut geschnittenen Amuretten geziert, schien das untere Gestell eines Bettes zu schließen, von dem man die Vorhänge sah. Aber hinter den Vorhängen war statt des Bettes eine Bibliotheck. — Die eigentliche Liegerstatt des Königs bestand aus einem Gurtbett, mit einer dünnen Matraze, und stand hinter einem Schirm. Markus Aurelius Anto:

(*) Mais il ètoit corrigé de la vanitè de vivre familiérement avec les poétes-rois. Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 58.

Antoninus und Julianus, die zween Apostel des Stoyzismus konnten kein schlechters Lager haben.

Wann Seine Majestät angekleidet und gestiefelt waren, schenkte der Stoyker einige Augenblicke dem Epikur (*).

Nach diesem Jünglingszeitvertreib kam der Premierminister mit einem großen Pack Schriften unter dem Arm. Dieser Premierminister war ein Stück von einem Schreiber. Er bewohnte den zweyten Stock im Hause des Kammerdieners und königlichen Lieblings Fredersdorf. —

Die Staatssekretärs schickten alle Depeschen an diesen Beamten; dieser machte einen Auszug, und der König ließ am Rande durch ein paar Worte darauf antworten, oder schrieb wohl auch eigenhändig die Antwort hin. Die Geschäfte des Königreichs waren also in einer Stunde abgethan (**).

Sel-

(*) Es würde die Delikatesse beleidigen, wenn ich, was Voltär in seinen geheimen Nachrichten noch weiter über diesen Punkt sagt, ganz hersetzte. A. d. H.

(**) Man kann sich leicht vorstellen, wie so viel Geschäfte in so kurzer Zeit abgethan werden konnten. Die Kabinetssekretärs waren größtentheils gewesene Lakais des Königs, die nicht einmal Sprachkenntniß hatten. Es gab also Fehler und unbegreifliche Widersprüche. Eine Sammlung von den drolligten Antworten dieser Sekretäre wäre wirklich ein lustiges Ding. Wenn man von dem König eine Gnade verlangte, so sagte er öfters: höflich abgeschlagen (dur et poli) oder zugestanden — zeigte er aber üble Launen, so setzte der Sekretär, so wie er Feind oder Freund des Bittstellers oder gut oder übel von ihm bezahlt war, nach seiner eigenen Phantasie einige Ausdrücke hinzu. Ich kannte einen Mann, der die Antwort des Königs immer voraus sagte, und

Selten kamen seine Staatssekretäre und Minister mit ihm zur Rede; es gab sogar einige, mit denen er nie gesprochen hatte. Sein verstorbener Vater hatte diese Ordnung bey der Staatsverwaltung eingeführt. Alles wurde so militärisch vollzogen, und der Gehorsam war so blind, daß ein Land von zweyhundert Meilen wie eine Abtey beherrscht wurde.

Gegen eilf Uhr hielt Friedrich gestiefelt in seinem Garten die Revüe des Leibregiments, und um die nämliche Stunde wurde sie durch das ganze Land von seinen Obersten mit den übrigen Regimentern gehalten.

Nach

und sich selten betrog. Der König unterzeichnete diese Kabinetsbefehle (wenn es nicht wichtige Staatsgeschäfte waren) ohne sie zu überlesen, und ließ also der Unwissenheit oder Bosheit seiner Sekretäre freyen Lauf. Daher so viel lächerliche Antworten, die man (wie ich glaube, nicht ganz ohne allen Grund, denn es war immer Friedrichs Schuld) auf Rechnung des Königs setzte, und die doch nur von seinen Sekretären herrührten. Oft ereignete es sich, daß des Königs Antworten zweydeutig wie ein Orakelspruch waren, und von beyden Theilen zu ihrem Vortheil ausgelegt wurden. Die Gerichtsstellen wußten oft nicht, wie sie die Kabinetsbefehle vollziehen sollten, und entschieden nach Eigensinn oder Leidenschaft. — Der König hieß seine Kabinetsräthe (†) gewöhnlich nur seine *Scribes*, und sie waren auch nichts anders. Vie de Fréd. Tom. IV. p. 205.

(†) Herr Büsching, der den König zu entschuldigen sucht, so gut sichs nur immer thun läßt, sagt, daß diese Regierungsart ein vortreffliches Mittel gegen den Minister-Despotismus war, scheint aber nicht zu bedenken, daß die Unterthanen, der Habsucht schlecht bezahlter Sekretärs preis gegeben waren.

A. d. H.

Nach der Wachparade (*) speisten seine Brüder die Prinzen, ein paar Generäle, und einige Kammerherren (**) an seiner Tafel, die so gut war, als sie in einem Land seyn kann, wo weder Wildpret, noch gutes Schlachtfleisch, noch Federvieh zu bekommen ist, und wo man das Getreid aus Magdeburg holen muß. — Nach Tisch begab er sich allein in sein Kabinet, wo er bis 5 oder 6 Uhr Verse machte. (**Hier scheint Voltär dem König etwas Unrecht zu thun, denn nach Herrn Büsching unterschrieb er während dieser Zeit die im Kabinet abgefaßte Briefe, und blies auf der Flöte.**) Darauf kam ein junger Mensch, mit Namen D'Arget, der dem König vorlas. Um 7 Uhr fieng ein kleines Konzert an. Der König spielte darinn die Flöte (***), wie der Künstler, und

(*) Nach der Wachparade gieng er in einen Saal, um zu sehen, ob ihm niemand vorgestellt werde, oder ihn sonst jemand zu sprechen verlange. Er verweilte einige Minuten, und machte seine Verbeugungen, wenn auch Niemand als seine Livereydiener zugegen waren.

Vie de Fréd. pag. 206.

(**) Die Sache muß sich nach der Hand geändert haben; denn seine Brüder kamen fast nie nach Potsdam, und speisten auch nicht mit ihm, ausser im Karnaval zu Berlin. Ich weiß auch nicht, was Voltär mit seinen Kammerherren will. Dergleichen Leute wurden nie an seine Tafel gezogen; wohl aber gab Friedrich diesen Titel einigen von seinen Lieblingen, und dann waren es solche Kammerherren, wie ungefähr **Voltär**, oder der Marquis d'Argent, und späterhin **Luchesini**.

Vie de Fréd. Tom. IV. pag. 208.

(***) Man erzählt, daß sich einst ein Dorfpfarrer vor dem König auf der Flöte hören ließ. Friedrich, der die Flöten-

und es wurden oft Stücke von seiner eigenen Komposition aufgeführt.

Friedrich war ein rasender Liebhaber von Musik. Tonkünstler und Sänger wurden von ihm reichlich bezahlt, die guten Flötenspieler ausgenommen (*), so wie er lange Zeit Niemand leiden konnte, der gute Verse machte.

Ein Künstler, der in ganz Europa für den besten Flötenspieler galt (**), kam nach Potsdam, und bat sich die Gnade aus, vor dem König blasen zu dürfen.

Friedrich ließ ihm auf sein Kabinet kommen, und legte ihm von seiner eigenen Komposition (***) ein äusserst schweres Stück vor.

Der Künstler spielte es mit allem nur möglichen Geschmack.

Er spielt vortreflich; sagte der König, es freut mich, so einen Künstler gehört zu haben.

tenspieler nur immer mit einem Gegenkonzert belohnte, blies ihm nun auch ein Stückchen vor. Göttlich! herrlich! sagte unser Pfarrer, aber, hol mich der Teufel! keinen Takt — und der König soll geantwortet haben: hol mich der Teufel, er hats getroffen.

A. d. H.

(*) Vie de Fréd. Tom. IV. p. 211.

(**) Ebendaselbst.

(***) Herr Büsching sagt Seite 21, daß Friedrich einige Kenntnisse vom Generalbaß und von dem musikalischen Satz hatte, und daß er selbst Arien, Konzerte und über 100 Solos setzte; da er aber nur einige Kenntnisse von dem musikalischen Satz hatte, so wird es um seine Musikkomposition nicht besser ausgesehen haben, als um seine Verse.

A. d. H.

Ich muß ihm schon meine Zufriedenheit darüber bezeigen. Der entzückte Künstler überzählte schon im Geist die prächtige Belohnung.

Friedrich gieng seine Flöte zu holen, nun muß er auch mich hören, sagte er; er spielt darauf ein Konzert, und verabschiedet dann den Künstler mit seinem gewöhnlichen kleinen Kompliment — — — — — — — — — — —

Man speiste Abends in einem kleinen Saale, dessen sonderbarste Zierde ein Gemälde war, wozu er seinem Maler Pene, einem unsrer besten Koloristen, selbst die Zeichnung gab. Es war eine schlüpfrige priapeische Vorstellung (*). Man sah junge Mädchen und Nimphen, die in der Stellung der nächtlichen Liebe unter Faunen lagen; Amuretten, die die Scherze der Cyklopen sehr natürlich spielten; einige Personen, die aus vollem Halse lachten, indem sie diesen Liebeskämpfen zusahen; Turteltäubchen, die sich schnäbelten, Böcke, welche Ziegen, und Widders, die Schaafe bestiegen.

Die Mahlzeiten waren oft nicht weniger philosophisch. Ein verborgener Spion, sagt Voltär, der uns, dieses Gemäld zugleich sehend, zugehört hätte, würde geglaubt haben, die sieben Weisen Griechenlands in einem Bordell (**) zu hören. Niemals hat man an irgend einem Ort der Welt von allen abergläubischen Meinungen der Menschen mit so vieler Frey-

(*) Geheime Nachrichten zu Voltärs Leben. S. 65.
(**) Geheime Nachrichten. S. 65.

Freyheit gesprochen, und niemals wurden sie mit mehr Spott und größerer Verachtung behandelt. Gott (*) wurde geehrt; aber wer immer in seinem Namen die Menschheit betrogen hatte, wurde nicht geschont.

Niemals betrat den Pallast weder Weib noch Priester; kurz, Friedrich lebte ohne Hof, ohne Rath, ohne Gottesdienst.

In den Wintermonaten machten die sogenannten Karnevalslustbarkeiten einige Veränderungen in der gewöhnlichen Lebensart des Königs. Er kam jährlich einige Tage, vor Weihnachten nach Berlin, wo er prächtige Opern, Bälle, Redouten und Gastmahle (**) gab. Es geschah aber mehr des Hofes, der Berliner und der (***) Fremden wegen.

Um diese Zeit verschwendete er, besonders an Gallatagen, vielen Pracht. Es war ein sehr schönes Schauspiel, den König an der Tafel, unter dem schön-

(*) Wann La Metrie mit an der Tafel war, so wird es auch um diese Verehrung windig ausgesehen haben; denn Voltäre nennt ihn selbst des Königs Atheisten. Dieser La Metrie war nach Herrn Büschings Ausspruch ein schlechter Arzt, aber ein guter Trinker, ein Erzspötter der Religion und ein Narr. Herr Büsching glaubt, daß man nur sein vom Kupferstecher Schmidt gestochenes Bildniß ansehen dürfe. A. d. H.

(**) Unter Friedrichs scheinbarer Verschwendung lag immer eine eigennützige, ökonomische Absicht. Er gab diese prächtige Opern, um vermögliche Fremde in das Land zu locken. A. d. H.

(***) Büsching über Fried. Karakter. S. 27.

sten Service (*), umrungen von zwanzig Reichsfürsten, dreißig Pagen und eben so vielen jungen Heyducken zu sehen, die prächtig gekleidet, große goldene Schüsseln von Massivarbeit trugen.

Die großen Staats- und Hofbedienten erschienen dann; aber sonst kannte man sie nicht.

Nach der Tafel gieng man in den großen Opernsaal, wo man die schönsten Stimmen hörte, und die besten Tänzer sah, die alle königlich bezahlt waren: indessen der italiänische Operndichter nur 2000 Livres hatte.

Dieser Poet bezahlte sich aber mit seinen eigenen Händen.

Er trennte (**) eines Tages in einer Kapelle des ersten Königs von Preussen, die alten goldenen Tressen herab, womit sie geziert war — Friedrich glaubte nichts dabey verloren zu haben, weil er nie eine Kapelle besucht; überdies hatte er eben (er war damals schon im Besitze von Schlesien) eine Abhandlung zu Gunsten der Räuber (***) geschrieben, die in den Sammlungen seiner Akademie gedruckt worden ist, und hielt es also nicht für thunlich, diesmal seine Schrift durch die That zu widerlegen. — — — — — — — — — — —

Des

(*) Dieses Tafelservis kostete dem König eine Million und 300,000 Thaler. Fischer, S. 294.

(**) Geheime Nachrichten. S. 73.

(***) Voltär, in seinen geheimen Nachrichten. S. 73.

Des Königs Aufenthalt in Berlin dauerte nur ungefähr vier Wochen.

Er hörte mit seinem Geburtstage auf, und Friedrich kehrte um so vergnügter nach **Potsdam** zurück, je weniger ihm (*) **Berlin** gefiel.

Um die nämliche Zeit, als der Dichter **Voltär** aus Westen zum **Salomo** in Norden hinzog, schickte auch der **Chan** der **Krimme**, der von Friedrichs Thaten reden gehört hatte, aus Osten einen Gesandten nach Berlin.

Diese Gesandtschaft machte Aufsehen, besonders am russischen Hofe, wo man Nachricht haben wollte, daß der König an einem Bündnisse mit der Pforte arbeiten ließ. Die Sache war so unwahrscheinlich nicht. Bey einem Bruch mit Rußland wäre eine türkische Allianz allerdings sehr vortheilhaft gewesen.

Den 2ten Dezember gieng der russische Gesandte von Berlin ab, und alsogleich berief der König den Seinigen von Petersburg zurück.

Der russische Hof beschwerte sich, daß man seinem Gesandten in Berlin mit so wenig Achtung begegne: daß man sich weigerte, die Abrufung der russischen Unterthanen aus fremden Diensten in die Berlinerzeitung einzurücken, und daß man zween russische Offiziere gefangen hielt. —

Der Berlinerhof antwortete hierauf, daß sich zween Höfe eben nicht deswegen entzweyen dürfen, wenn

(*) Büsching, über Fried. Karakter. Seite 28.

wenn ein Gesandter nicht die Eigenschaft besitzt (*), sich durch sein Betragen Hochachtung zu erwerben: daß die in preussische Dienste geschickte Russen nicht mit der Bedingniß gegeben wurden, um sie nach Belieben abrufen zu können; und daß man die zween Offiziere deswegen gefangen gesetzt habe, weil sie ohne Abschied Preussen verlassen wollten. —

Nach dem Ausspruch der preussischen Geschichtschreiber, war es der Graf von Bestuchef, der diese Mishelligkeiten anzettelte, um den persönlichen Haß (**) der Kaiserinn gegen den König noch mehr in Gährung zu bringen.

Friedrich rächte sich an diesem Minister in einer poetischen Epistel. —

„Ich sehe die Hyperboreer, heißt es in der Ode über „die **nordischen Unruhen**, die Nachbarn der sinesi„schen Mauer, und die Völker an den Ufern des Dons „aufgerafft, ihrem eignen Untergang entgegen eilen. „Sie stehen bewundernd, daß ein Staatstyrann sie „alle zusammen an die Ostsee hat versammeln können. „Siehe du Geisel von Rußland, verwünschungswür„diger Minister, das ist die nichtswürdige Frucht „aller deiner Frevelthaten! Ungeheuer! das die Zwie„tracht aus der Hölle ausgespieen hat. — Es ist dein „treuloser Geist, es ist deine greuliche Wuth, welche „die Welt verwirrt.“ — —

In

(*) Wer verkennt hier Friedrichs *dur & poli!*

(**) Wie wir bereits wissen, entstand dieser Haß aus einigen satirischen Reden des Königs.

A. d. H.

In der Ode an die Königinn Ulrike kömmt es noch ärger.

„Ein Ungeheuer, das die Hölle an die Küsten „der Ostsee auswarf, das der unversöhnliche Haß mit „seiner Wuth gesäugt hat, das von der Zwietracht in „der ruchlosen Kunst unterrichtet war, die der abscheu„liche Machiavell (*) einst zu Florenz lehrte, dies Un„geheuer erhob durch die Unterwerfung seiner weichli„chen Regentinn sein stolzes Glück ganz nahe an den „Thron, und der bebende Russe, den dieser Wüthe„rich regiert, gehorcht in seiner Dummheit und aus „Niederträchtigkeit.“ u. s. w.

In diesem Tone geht es noch durch mehrere Oden fort. Poetisches Verdienst ist freylich wenig darinn; aber man sieht wenigstens, wie sich Friedrich der Weise an fremden (**) Ministern und Höfen zu rächen pflegte.

Die Unterhandlungen wegen der römischen Königswahl währten noch immer fort. Marie Theresie äusserte sich, gegen den preussischen Gesandten bey seiner Abschiedsaudienz (***), daß sie sich nicht schmei-

(*) Der nämliche Machiavell, den Friedrich als Prinz widerlegte, und als König in vielen Stücken zum Muster nahm. A. d. H.

(**) Der sächsische Staatsminister von Brühl wurde ebenfalls mit einer königl. Ode beehrt. Unglücklicher Sklave deines Glückes, heißt es, unumschränkter Beherrscher eines allzunachsichtigen Königs u. s. w.

(***) Fischer, erster Theil, Seite 302.

cheln könnte, von dem König das geringste Merkmaal einer Höflichkeit empfangen zu haben.

Friedrich gab darauf dem kaiserlichen Gesandten in Berlin nicht undeutlich zu verstehen, daß die bisher durch eingestreute Schwierigkeiten immer noch verzögerte (*) Reichsgarantie des Dresdnerfrieden die Ursache seiner Widersetzlichkeit wär: er ließ auch sein Misvergnügen darüber blicken, daß man sich erst dann an ihn wandte, wie man mit den meisten Kurfürsten schon verstanden wär.

Der kaiserliche Hof ließ nun durch ein Kommissionsdekret die Reichsversammlung wegen der Garantie von Schlesien in Bewegung setzen, und so erfolgte am 14. Mai 1751, jedoch mit Vorbehaltung der Reichsrechte, die seit 1746. vom König angesuchte Reichsgewährleistung.

Der Hauptstein des Anstoßes war also aus dem Weg geräumt, und der Wienerhof versprach sich nun von preussischer Seite mehr Nachgiebigkeit. Doch Friedrich hatte kaum was er wollte, so spannte er die Saiten schon wieder höher.

Er schrieb nun dem Wienerhof Bedingnisse vor, ohne welche die Königswahl nicht Statt haben könnte.

Man müßte erstens (**) unter seiner und (***) Frankreichs Vermittlung den Kuhrfürsten von der Pfalz

(*) Fischer, erster Theil, Seite 302.

Pfalz für dessen Ansprüche an Oesterreich befriedigen; dann sollte der Kaiserhof mit seinen Bundsgenossen die Ruhe in Norden garantiren, wo hingegen er, der König, sammt seinen Alliirten für die Fortdauer der gegenwärtigen Regierungsform in Schweden gutstehen wollte; übrigens müßte man auch vorläufig über die Vormundschaft des neuen römischen Königs überein- kommen, falls er minderjährig zur Regierung gelangte. — — — —

Kurz, der schlaue Friedrich setzte solche Bedingnisse, von denen er vorläufig wußte, daß sie der Wienerhof nie eingehen würde.

Oesterreich hatte die preussischen Vorschläge verworfen.

Der politische Himmel wurde immer trüber, und das fürchterliche Kriegsgewitter näherte sich allmählich.

Zwischen Rußland und Preussen entspannen sich neue Mishelligkeiten. Einige russische Kaufleute wurden auf ihrem Rückweg von Danzig mit ihrer Waare in Königsberg angehalten. Der König ließ sie frey, und befahl, daß so etwas in Zukunft nicht mehr geschähe. Rußland glaubte, daß so etwas nie hätte geschehen sollen, und ließ daher durch sein Kommerz- kolle-

(**) Ebendaselbst. Seite 305.

(***) Der Marschall von Noailles war der Meinung, daß sich Frankreich in die römische Königswahl nicht mischen sollte. Fischer, erster Theil. Seite 305.

kollegium den Befehl ergehen, daß die russischen Waaren von nun an, ohne die preussischen Gränzen zu berühren, zu Meer oder durch Pohlen ihren Weg nehmen. —

Die Abneigung beyder Höfe war aufs äußerste.

Der Wienerhof hatte indessen troz der preussischen Bedingnisse sein Projekt nicht ausser Augen verloren. Man arbeitete mehr als je an der Königswahl, und England beeiferte sich alle Wahlstimmen für den Erzherzog Joseph zu gewinnen; aber indem sich beyde Höfe ihrer Sache gewiß glaubten, wälzte der schlaue Friedrich einen neuen Stein in den Weg.

Es traten unvermuthet die altfürstlichen Glieder des Fürstenraths auf, und wollten Theil an der Wahl haben. Unterstüzt von Friedrich (*) und vom pfälzischen Kurfürsten, ließ der Markgraf von Anspach alle fürstliche Häuser in einem Kreisschreiben auffordern, dem Mainzischen Reichsdirektorium vorzustellen, daß das Fürstenkollegium nicht eher zu einer Wahl schreiten würde, bis in den drey Reichskollegien die Frage entschieden: **ob diese Wahl nothwendig sey?**

Dieses Cirkularschreiben war ein Feuerschwärmer, den Friedrich unter die Reichsfürsten warf. Alles gerieth in Bewegung. Die meisten altfürstlichen Häuser glaubten, daß sie diese Gelegenheit benuzen müßten, ihre Rechte aufrecht zu erhalten. — —

Sie

(*) Vie de Fréder. Tom. I. p. 153.

Sie gewannen nichts bey der Sache (*). Nur Friedrich gewann; denn die Wahlunterhandlung gerieth ins Stocken. —

Oesterreich suchte dem König für dieses Freundstück einen kleinen Gegenverdruß zu machen. Hannover brachte über den Besitz von Ostfriesland seine Klagen beym Reichshofrath an. Friedrich ließ zwo Staatsschriften austheilen, worinn er seine Mitstände von der Rechtmäßigkeit seines Eigenthums zu überzeugen suchte. Er ließ ihnen die Entscheidung über, ohne sich aber, wie Herr Fischer S. 314 sehr schön bemerkt, weiter mit diesem Reichsgericht abzugeben: das heißt, Friedrich verließ sich auf seinen Wahlspruch: *beati possidentes.* — — — — — — — — — —

Es ist sonderbar, daß Friederich, der keine Religion hatte (**), doch Leute fand, die ihm gerade der Religion wegen anhiengen.

Unter diese sonderbaren Leute gehörten auch die in den österreichischen Staaten zerstreuten Protestanten.

Sie zeigten während des letzten Krieges offenbare Anhänglichkeit für Preussen, und suchten ihre Religion und ihren Geist immer weiter auszubreiten.

Der

(*) Vie de Fréder. Tom. I. pag. 314.

(**) Man hat während seiner ganzen königlichen Regierung keine Spur gehabt, daß er Gott durch Dankbarkeit und Vertrauen geehret habe.

Büsching, S. 113.

Der Wienerhof glaubte, daß man solche gefährliche Unterthanen beschränken müße.

Man traf die Verfügung, daß alle Protestanten aus den sämmtlichen Erbländern nach Ungarn verpflanzt würden.

Es war nicht Religionshaß, wie Herr Fischer sagt, sondern Politik; aber freylich nicht die glücklichste.

Eine weise Duldung hätte die Gemüther dieser irrgeführten Unterthanen sicher eher gewonnen.

Der evangelische Reichskörper machte Theresien über diesen Vorgang (*) ehrerbiethige Vorstellungen; allein sie wurden in der Antwort an ihren Reichstagsgesandten mit (**) Heftigkeit verworfen.

Theresie merkte wohl, wer diese Mine springen ließ, und es mußte sie natürlicher Weise verdrießen, daß Friedrich sich sogar in ihre innere Staatsangelegenheiten mischte.

Der preussische Gesandte von Pollmann, gab sich alle Mühe, auf dem Reichstag eine günstige Erklärung in der ostfriesischen Sache zu bewirken; allein das Reichsgutachten fiel nachtheilig aus; der Kaiser genehmigte dasselbe, und die Sache ward an die Reichsgerichte gewiesen.

Der

(*) Fischer, erster Theil, Seite 318.

(**) Fischer, ebendaselbst.

Der hitzige (*) Pollmann theilte eine Schrift aus, worinn er das Reichsgutachten für erschlichen, und also für ungiltig erklärte. Er wollt' es durchaus unterdrückt wissen; das geschah nun nicht, und darüber ärgerte sich Pollmann so sehr, daß er kurz darauf vor Verdruß (**) starb — Die damaligen preussischen Staatsschriften waren überhaupt in hitzigen, heftigen Ausdrücken abgefaßt; man möchte sagen: sie hauchten Friedrichs Militärgeist. —

Um diese Zeit hörte Friedrich auf, die Freymaurerlogen zu besuchen; in der Folge wurde es auch den freymaurerischen Staatsministern (***) verboten. Er bemerkte wohl, daß die Grundsätze dieses Ordens nicht ganz in seinen Plan paßten.

Indessen ließ er ihnen doch die öffentliche Ausübung, und seinen Schutz — Die Freymaurer breiteten sich auch in seinen Staaten so sehr aus, daß sie gleichsam allgemein (†) wurden. Das heißt, sie hörten auf, Freymaurer zu seyn.

Die Mutterloge stimmte über Friedrichs Austritt (††) ein Trauerlied an: Verwayste Brüder, heißt es darinn, opfert ihm mit Zähren, hier am geweihten Altar, ihm, der ein starker Ring der

(*) Herr Fischer selbst giebt ihm diesen Namen, S. 327

(**) Fischer, S. 328.

(***) Ebendaselbst.

(†) Ebendaselbst.

(††) Es war die Loge zu den drey Kugeln in Berlin.

der Ordenskette gewesen war. — Man sieht aus diesem Paar Versen, daß es auch in den preussischen Logen schlechte Poeten gab.

Um den Kriegshimmel noch mehr zu umwölken, war schon seit zwey Jahren zwischen England und Preussen ein Zwist entstanden. England hatte im November 1752 einige preussische Fahrzeuge weggenommen.

Friedrich, der bisher immer vergebens auf Genugthuung drang, erklärte nun, daß er die noch auf Schlesien haftende, von ihm übernommene Schulden nicht weiter bezahlen wolle. —

Der König von England ließ in dieser Angelegenheit eine Kommißion niedersetzen — Friedrich war mit ihrer Entscheidung nicht zufrieden. — Er ernannte nun selbst Räthe, die den Handel untersuchen sollten. — Es wurde sehr viel Papier verschrieben; der Streit aber erst 1756 beygelegt, wo kleine Angelegenheiten weit wichtigern Platz machen mußten.

Der Zwietrachtsteufel war in die meisten Kabineter gefahren, und Jedermann konnte ohne prophetischen Geist zwischen verschiedenen Höfen einen nahen Bruch vorhersehen.

England und Frankreich zanckten sich in Kanada über einen Fleck Erde, wo zweyhundert Meilen Landes nicht so viel werth sind als zwey in Europa. — Es kam zu Feindseligkeiten, ohne daß man sich den Krieg angekündigt hatte.

Frank-

Frankreich erklärte die Engländer als die Urheber davon; es vermehrte seine Landtruppen, und machte Miene, den König von England in seinen deutschen Besitzungen anzugreifen.

König Georg suchte durch Hülfe seines Parlaments sein Kuhrfürstenthum in Sicherheit zu setzen, und verband sich mit Rußland und Hessen. Man war auf dem Punkt, zugleich Russen und Franzosen in Deutschland zu sehen.

Preussen glaubte auf seiner Hut seyn zu müssen. Friedrich wußte von der Verbindung des Wiener- Dresdner- und Petersburgerhofes, die ihm nach seiner Meinung den Untergang geschworen hatten. Die Gewitterwolke neigte sich gegen ihn. Er sann auf einen Ableiter, und sein schlaues Genie half ihm aus der Klemme.

Eh sichs Jemand versah, erklärte er öffentlich, daß er jede französische Truppe, die sich in Deutschland blicken ließ, als Feind ansehen würde (*). Diese Drohung veränderte mit einemmal die Szene.

Die

(*) Eigentlich war Friedrich mit dem Operationsplan der Franzosen nicht zufrieden, wenn es gleich der nämliche war, den er selbst 1744. vorgezeichnet hatte. Herr Fischer sagt, daß zu seiner glücklichen Ausführung ein enges Verbündniß mit Preussen gehörte, welches aber Frankreich verwahrlosete. — Es mag seyn, — die Franzosen aber behaupten noch bis diese Stunde, daß dieser Friedrichsche Plan der schlechteste unter allen nur möglichen Kriegsplanen war.

A. d. H.

Die in Liefland versammelten russischen Truppen konnten wegen der preussischen Nachbarschaft, nichts weiter für England thun. Dieser Prinz wandte sich darauf an den Wienerhof, um Hülfe zu suchen. Allein man fand hier für gut, bey diesem Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Der Vorwand war, daß man sich gegen Preussen, das sich stark rüstete, in Vertheidigungsstand setzen müsse. —

England sah, daß es von seinem Bündniß mit Wien und Petersburg wenig zu hoffen hätte, und war sich gleichsam selbst überlassen. (*)

Friedrich benützte Englands Verlegenheit, und bot ihm seine Hülfe in Deutschland an. Man hütete sich, so einen mächtigen Bundsgenossen (**) abzuweisen, und schloß im Anfang des Jahres 1756. mit Preussen einen Vertrag.

Frankreich hörte kaum von diesen Unterhandlungen, so schickte es den Herzog von Nivernois als ausserordentlichen Gesandten nach Berlin. Sein Auftrag war, das Bündniß mit England zu hintertreiben, und Frankreich und Preussen in einen neuen Bund zu vereinigen.

Frie-

(*) Vie de Frederic. Tom. I. p. 157.

(**) Ich führe immer die Worte preussischer Geschichtschreiber an.

A. d. H.

Friedrich blieb standhaft, und setzte seine Unterhandlungen mit England fort. Niemand wird ihm das Talent eines feinen Politikers absprechen.

Er war genau von der äussersten Schwäche der französischen Staatsverfassung, und dem Verfall dieses Reiches unterrichtet, wo Ludwig (*) den Fleuri nur für sich und nicht für den Staat erzog, sich ganz allen Lüsten überließ, und eine Pompadur mit ihren Anhängern die Staatsgeschäfte besorgte. — — — — — — —

Frankreich war also in Friedrichs Augen eine saftlose Pomeranze, die man wegwerfen muß.

Ludwig sah nun den von Friedrich selbst so schön entworfenen Operationsplan, England in seinen deutschen Besitzungen anzugreifen, zu Wasser werden, oder wenigstens verschoben. — Es blieb ihm nichts übrig, als mit dem Wienerhof ein Neutralitäts- und (**) Vertheidigungs-Bündniß zu schließen.

(*) Dies sind Herrn Fischers eigene Worte, erster Theil. Seite 372.

(**) Die Kaiserinn versprach in diesem Vertrag, an dem Krieg zwischen England und Frankreich keinen Theil zu nehmen; indessen aber garantiren sich beyde Mächte wechselseitig ihre Besitzungen in Europa, und geben sich im Fall eines Angriffes 24,000 Mann Hülfstruppen.

A. d. H.

Der erste Mai 1756. war der Tag, der in Versailles dieses Bündniß krönte, und zween sich bisher so abgeneigte Höfe mit einem Freundschaftsband umflocht. Dieser Bund war Kaunizens Werk, und verewiget seinen Ruhm.

Frankreich hatte nun einen wichtigen Bundsgenossen in Deutschland, und Oesterreich glaubte, an Frankreich eine große Stüße wider Preussen zu haben, und allenfalls durch seinen Einfluß auch den schwedischen Hof (*) wider den König aufzuregen.

Friedrich wußte genau, was vorgieng. Der eigene kaiserl. Legationssekretär (**) machte den Verräther, und soll schon seit einigen Jahren vom König den Spiongehalt gezogen haben.

So hatte er auch einen sächsischen Sekretär gewonnen, der ihm mit jedem Posttag seit 1753. alle gehei-

(*) Vie de Fréd. 2. Tom. p. 3.

(**) Fischer, erster Band, Seite 381. Es war Weingarten der Jüngere. Dieser Verräther verließ das Haus des Kaiserlichen Gesandten und entwich aus Berlin. Sein Herr forderte ihn ab. Der König gab zum Schein Befehl, ihn einzuziehen und auszuliefern. Der Gesandte zeigte selbst den Ort an, wo er sich aufhielt; er war nicht mehr zu finden; seine Frau und Kinder aber wollte man nicht ausliefern, weil man sie unschuldig fand.

geheimen Depeschen des Dresdner-Kabinets (*) in Abschrift zuschickte.

Im Monat Juni wurden die russischen Zurüstungen in Liefland immer ernsthafter. Friedrich ließ seine Truppen in Niederpommern verstärken, und zugleich am Wienerhof die freundschaftliche Anfrage thun, was doch die geheimnisvollen Kriegsanstalten in Böhmen und Mähren zu bedeuten hätten?

Marie Therese antwortete dem preussischen Gesandten in einer Privataudienz, daß bey der allgemeinen Krisis Europens die Würde ihrer Krone es fordere (**) sowohl für ihre, als ihrer Bundsgenossen Sicherheit die nöthigen Maasregeln zu ergreifen.

Friedrich war mit dieser Antwort nicht zufrieden — — Marie Theresie sollte sich ausdrücklich erklären, daß sie ihn weder in diesem noch in dem künftigen Jahr angreifen wolle. Er setzte noch hinzu, daß er jede zweydeutige Antwort für eine Kriegserklärung ansehen würde.

Darauf antwortete der Wienerhof: daß er, der König, die Kriegszurüstungen angefangen

 habe,

(*) Vie de Fréd. Tom. II. pag. 3.

(**) Vie de Fréder. Tom. II. pag. 193.

habe (*), daß in der Allianz mit Rußland nichts wider den König enthalten wäre, und daß man also dem Wienerhof keineswegs die unangenehmen Auftritte zuschreiben könne, die der König zu befürchten scheint.

Auch diese Antwort war nicht nach Friedrichs Sinn. Es erschienen von beyden Seiten Staatsschriften, worinn jeder Theil die Schuld der ersten Kriegszurüstungen auf den andern zu wälzen suchte. Das gab dem König Zeit, sich in bessere Fassung zu setzen, und nun glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen, als ein zweyter Alexander den Knoten mit dem Schwert zu lösen.

Er hatte im sechs und zwanzigsten Kapitel seines Antimachiavells selbst die zuverläßigste Staatsregel gegeben: daß es besser sey zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen.

Er suchte also diese Regel, die gleichsam eine Familienregel (†) war, abermal in Ausübung zu bringen.

Er

(*) Friedrich rief eines Tags jähnend auf: Wird es denn nicht bald wieder einen Krieg geben? Vie de Fréderic. Tom. IV. pag. 64. Es ist also so unwahrscheinlich nicht, daß er die Kriegszurüstungen anfieng.

A. d. H.

Er setzte sich mit Ende Augusts in Bewegung, und rückte mit 40,000 Mann in Sachsen ein. Und so zündete Friedrich selbst ein Kriegsfeuer an, das durch ganze sieben Jahre fortbrannte, und im Eingeweide Deutschlandes so schrecklich wüthete, daß noch jezt die Wunden bluten. — — —

Ende des zweyten Bändchens.

(✝) La situation des Etats Prussiens fait aux Souverains de cette monarchie, une loi indispensable de n'attendre jamais l'ennemi dans leur pais.

Vie de Fréd. Tom. II. pag. 6.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Joseph,

Leben Friedrichs des Zweiten Königs von Preussen

Bd.: 2

Amsterdam (1789)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4710(1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098929-4
VD18 15449157-001